

## Schwester Otilie.

Novelle von Carl Marquard Sauer.

(Schluß.)

**S**ie bemerkten vorhin, daß Sie nur wenige Bekannte hier haben, gnädige Frau," sagte Arnold. „Wollen Sie mir gestatten, Sie in der Pause zu Tische zu führen?"

„Wenn Sie nicht fürchten, eine wenig unterhaltende Tischgenossin an mir zu haben! Fast bereue ich es, daß ich mich überreden ließ, den Ball zu besuchen, denn, wie Sie gesehen haben, genügt ein Wort, um eine Fluth von trüben Erinnerungen in mir wach zu rufen. Ich werde jedoch versuchen, sie zurück zu drängen! Solche Erinnerungen gehören in die Stille des Hauses, aber nicht in den Ballsaal!"

Während der nächsten Tänze beobachtete Arnold Frau von Remeny aus der Ferne. Er bemerkte, daß sie mehrere Aufforderungen freundlich ablehnte. Nur die zweite Quadrille tanzte sie mit einem Husaren-Offizier.

In einem der Seitenzimmer trug er den unermüdblichen Hausherrn.

„A propos, Herr von Lommers! An welcher Krankheit starb Frau von Remeny's Gatte?" fragte er ihn. „Sie erzählte mir, er sei jahrelang leidend gewesen."

„An der Schwindsucht! Die arme Frau hat viel mit ihm ausgestanden!"

„Wie alt war Herr von Remeny, als er starb?"

„Er dürfte um fünf, höchstens sechs Jahre älter als seine Frau gewesen sein. Nennen Sie denn die romantische Vorgeschichte ihrer Ehe nicht?"

„Nein! Meine Bekanntschaft mit Frau von Remeny war eine ganz zufällige und flüchtige. Darf man diese Vorgeschichte hören?"

„Warum nicht! Sie ist ein kleiner Roman, aber kein Geheimniß. Herr von Remeny war der Musiklehrer der jungen Baronin Etloff, ein blutarmer Teufel, wie es deren so viele unter dem niederen ungarischen Adel giebt. Die Leutchen verliebten sich in einander. Die Familie des jungen Mädchens setzte Himmel und Erde in Bewegung, um das Verhältniß zu lösen, aber Irma, — Frau von Remeny heißt mit dem Vornamen Irma, — blieb standhaft. Sie war das einzige Kind, begann zu kränkeln, die Alte bekam Angst und willigte endlich ein. Drei Jahre dauerte der häusliche Krieg. Unterdessen trieb sich Herr von Remeny als Concertspieler in Deutschland, Frankreich und England herum. Er wollte mit seiner Kunst die Mittel erwerben, sich selbst einen Hausstand zu gründen, denn er hatte geschworen, niemals auch nur einen Pfennig von Irma's Vermögen in Anspruch zu nehmen, wie er denn in der That auch nach seiner Verheirathung mit ihr jede Beihilfe seitens ihrer Mutter in der entschiedensten Weise zurückwies. Wie es scheint, hat er sich auf seinen Künstlerfahrten durch Ueberanstrengung den Keim zu seinem Leiden geholt; Gram und Aerger thaten das Uebrige. Kurz nach seiner Verheirathung starb die

Baronin. Frau von Remeny war nun Alleinbesitzerin eines beträchtlichen Vermögens. Aber was half es ihr? Sie wanderte mit ihrem kranken Manne von einer medicinischen Berühmtheit zur andern, führte ihn nach allen klimatischen und sonstigen Kurorten. Umsonst! In Paris fand der Arme endlich, zwar nicht die von einem hochberühmten Spezialisten erhoffte Heilung, dafür aber die Erlösung von seinen Leiden. Dies, Herr Baron, ist Irma's Geschichte!"

„Bei Gott! Eine wadere, der höchsten Achtung würdige Frau!" sagte Arnold warm. „Das nenne ich einen Charakter!"

„Aber romantisch, sehr romantisch," meinte Herr von Lommers mit dem breiten, überlegenen Lächeln des practischen Geschäftsmannes. „Ich für mein Theil möchte mir es höchlichst verbitten, wenn meine Tochter mir ähnliche Geschichten aufzuführen wollte!"

Arnold's Interesse für Frau von Remeny stieg durch das Vernommene um ein bedeutendes. „Das ist keine





Schwester Ottilie, die sich aus Furcht vor Entbehrungen und Entfagungen auf eine kühl schweizerliche Zuneigung zurückzieht!" dachte er. „Sie theilte muthig mit dem Manne ihrer Wahl das Loß, das er ihr bot, wie ich es jener zu bieten bereit war, und hielt tapfer bei ihm aus bis zu Ende! Glücklich der Mann, dem eine solche Frau zu Theil wird! Ihr Besitz ist selbst mit einem frühen Tode nicht zu theuer erkauft.“

Bei Tische erwies sich Frau von Nemeny als eine ebenso anregende, wie für Anregung empfängliche Gesellschafterin. Ihre Bemerkungen zeugten von scharfem Verstande, von Lebhaftigkeit und Wärme der Empfindung und von einem durch Studien und eigenes Nachdenken geläuterten Geschmack. Dabei besaß sie einen gewissen, gelegentlich aufblitzenden neckischen Humor, der ihr vortrefflich stand, in keiner Weise verfehle, stets der Sache, nie der Person galt. Das fast ausschließlich zwischen ihr und Arnold geführte Gespräch bewegte sich vorzugsweise auf künstlerischem und literarischem Gebiete. Ohne sich irgendwie auf die Geistreiche zu spielen, befandete Frau von Nemeny, daß sie hier sehr gut Bescheid wußte. In den meisten Fällen ergab sich eine wohlthuend beruhigende Uebereinstimmung der Ansichten und des Geschmacks. Wie im Fluge verging die Zeit, und als die Tafel aufgehoben wurde, bemerkten Beide mit Ueberraschung, daß sie von den so reichlich gebotenen materiellen Genüssen das Meiste unberührt gelassen hatten.

Arnold traf im Laufe des diesmal ungewöhnlich langen Faschings öfter und an verschiedenen Orten mit Frau von Nemeny zusammen. Es dauerte nicht lange, so hatte sich ein ganzer Hof von Verehrern um die reizende junge Witwe versammelt. Arnold merkte unschwer, daß sie mit keinem so gerne verkehrte, wie mit ihm. Obwohl er bisher nie ein Wort zu ihr gesprochen, welches eine wärmere und tiefere Zuneigung bezeugte, war er sich doch vollkommen klar darüber, daß ihm Irma mit jedem Tage theurer wurde. Wie oft stand er auf dem Punkte, ihr dies rückhaltlos zu gestehen, aber im entscheidenden Augenblicke fehlte ihm der Muth dazu, denn stets hatte er das Gefühl, als weise sie ihm stillschweigend die Grenze an, über welche hinaus sie nicht mehr mit ihm gehen könne. Daß ihr nichts ferner lag als die Absicht, ihn durch berechnende Zurückhaltung zu reizen, wußte er, denn Irma war keine Kofette. Mithin mußte etwas trennend zwischen ihnen stehen, und diese unsichtbare Schranke, was konnte sie anders sein als der Schatten des Geschiedenen? —

So kam allmählig der Frühling heran. Frau von Nemeny rüstete sich zu ihrer Reise nach Ungarn. „Gehsche was da will!" dachte Arnold. — „Ich lasse sie nicht abreißen, ohne mich offen gegen sie ausgesprochen zu haben!" —

„Ich höre, daß Du einer allerliebsten Ungarin, einer jungen Witwe, den Hof machst," — sagte eines Tages Se. Excellenz, sich nach seiner Gewohnheit nach Tische behaglich in den Lehnstuhl zurücklehnd und eine Cigarre anzündend. „Hast Du Dich um ihre Vermögensverhältnisse erkundigt? Dort drunten in Ungarn weiß man niemals genau, wie die Sachen stehen.“

„Vermögensverhältnisse? Was geben mich Vermögensverhältnisse an?"

„Ich denke sehr viel, Du Starckopf! Nun, hoffentlich ist es bloß eine petite liaison sans conséquence! Du bist alt genug, um zu wissen, was Du thust!"

„Das denke ich auch, Onkel!"

Damit war der Gegenstand zwischen Oheim und Nefte erledigt. Frau von Nemeny wohnte mit ihrer Tante in der Wollzeile. Arnold wußte, daß er sie gegen sieben Uhr wahrscheinlich zu Hause treffen würde. Er überließ Se. Excellenz dem gewöhnlichen Verdauungsschlafchen und machte sich auf den Weg, fest entschlossen, nicht ohne Entscheidung heimzukehren.

Er traf Frau von Nemeny allein. Sie saß beim Schreibtische und ordnete ihre Papiere.

„Wie liebenswürdig, Baron —" sagte sie, aufstehend und ihm die Hand reichend, „daß Sie mich heimsuchen! Ich hatte bereits gefürchtet, daß ich den ganzen Abend mit diesen fatalen Schreibereien würde zubringen müssen. Meine Tante ist in die Oper gegangen. Ich blieb zu Hause, um hier ein wenig Ordnung zu schaffen.“

„Wann gedenken Sie zu reisen?"

„Mittwoch, spätestens Donnerstag! Meine Zeit drängt!"

„Die meinige auch!" sagte Arnold, neben ihr Platz nehmend.

Frau von Nemeny richtete die großen, schwarzen Augen erwartungsvoll und nicht ohne Befangenheit auf ihn.

„Irma," begann er ihre Hand ergreifend, „gestatten Sie mir, Sie mit diesem Namen zu nennen, denn zu dem, was ich Ihnen zu sagen habe, paßt die steife, förmliche Titulatur nicht. Sie müßten keine Frau sein, wenn Sie nicht längst errathen hätten, was ich für Sie fühle. Vielleicht hätte ich noch länger gezögert, mich frei gegen Sie auszusprechen, wie dies meine Art ist, denn ich sehe wohl, daß Sie meiner Erklärung auszuweichen bemüht waren, aber Ihre bevorstehende Abreise

zwingt mich, Sie zu einer Entscheidung zu drängen. Erfahren Sie also, was Sie ja ohnehin längst wissen, daß ich Sie liebe, und daß ich gekommen bin, Sie um Ihre Hand zu bitten. Sprechen Sie, Irma, frei und offen: Wollen Sie die Meine sein? Es ist nicht viel, was ich Ihnen an Besitz und Rang zu bieten im Stande bin! Aber was ein treues, deutsches Herz zu bieten vermag, lege ich Ihnen zu Füßen!"

Frau von Nemeny sah ihn mit einem Blicke voll Wehmuth lange schweigend an.

„Meine Eigenschaft als Frau überhebt mich der Verpflichtung, Ihr Geständniß mit mädchenhafter Verschämtheit anzuhören —" sagte sie endlich. „Ich wußte, daß Sie mir gut sind! Aber gerade deshalb wollte ich Sie verhindern, es mir zu sagen!"

„Das heißt, Sie können meine Liebe nicht erwidern?"

„Sie haben das Recht, von der Frau, der Sie Ihre Liebe schenken wollen, ein ungetheiltes, jungfräuliches Herz zu fordern. Wie könnte ich Ihnen ein solches bieten? Das meinige schlug mit der vollen Kraft meiner jungen Seele für den Mann meiner ersten Liebe, der seit anderthalb Jahren auf dem Montmartre unter dem grünen Rasen schlummert. Sie kennen die Geschichte meiner Liebe und Ehe nicht?"

„Doch, ich kenne sie, Irma! Ich weiß, wie Sie gelämpft und gelitten haben, wie Sie auf Alles verzichteten, um dem Manne Ihrer Liebe zu folgen. Das ist es, was Ihnen meine Hochachtung und Verehrung gewann, was mir den Besitz einer solchen Frau als das begehrenswertheste Glück erscheinen läßt!"

„Und glauben Sie, daß eine solche Frau jemals Deinen vergessen könne, der ihre erste Liebe war?"

„Da sei Gott vor, daß sie ihn nie vergessen sollte! Ich würde aufhören müssen, Sie zu achten und zu schätzen!"

„Sie sind ein edles, großes Herz, Baron!" rief Irma mit flammenden Ausblitzen ihrer dunklen, in Thränen schwimmenden Augen. „Ja, ich gestehe es! Ich bin Ihnen gut, von Herzen gut! Aber gönnen Sie mir Zeit! Lassen Sie mich mit mir zu Rathe gehen, ob ich wirklich im Stande bin, Ihnen zu bieten, was Sie begehrt sind, von mir zu fordern! Ich werde Ihnen von Tot-Wegger schreiben!"

„Sie geben mir also Hoffnung, Irma?"

„Hoffnung, und das Versprechen, daß wenn ich jemals wieder über diese Hand verfüge, sie Ihnen allein gehört — Arnold!"

Sie reichte ihm die kleine, weiche Hand, die er überwallend vor Glück, mit glühenden Küßchen bedeckte.

Drei Monate später meldeten die Zeitungen die Verlobung des Legationssekretärs Arnold Freiherrn von Hildenberg mit Frau Irma von Nemeny, geborene Baronin Kloss.

„Tiens, Tiens!" sagte Se. Excellenz, mit Wohlgefallen die prachtvoll ausgestattete Verlobungskarte betrachtend, „der Junge ist doch geschickter als ich glaubte! Ich denke, ich werde bei dem Ministerium seine Ernennung zum Legationsrath beantragen. Ein verheiratheter Legationssekretär wäre ja eine Anomalie.“

Unter der Fluth der einlaufenden Beglückwünschungskarten befanden sich auch diejenigen Ottilies und ihrer Mutter.

„Durch die Zeitung habe ich die Nachricht von Deiner Verlobung erhalten," stand auf Ottilies Karte. „Da Du unsere Adresse nicht konntest, konntest Du uns selbstverständlich auch keine Verlobungsanzeige zusenden. Deine Denkungsweise ist Bürgschaft dafür, daß Du eine gute Wahl getroffen. Möge Gottes reichster Segen dem Bunde Eurer Herzen zu Theil werden! Denke in Deinem Glücke zuweilen auch an die ferne Schwester Ottilie.“

„Sie hat keine Adresse beigelegt!" sagte Arnold, den Kopf bedeutsam wiegend. — „Ich verstehe!"

## 6.

Seit Jahren hatte sich Bad Reichenhall keines so schönen Sommers erfreut wie in diesem Jahre. Kein Luxusbad, sondern ein wirkliches Heilbad bedarf es mehr als jedes andere andauernd guten Wetters, wenn die Genesungsuchenden einen längeren Aufenthalt dort nehmen sollen. Eingebettet zwischen dem hohen Staußen, dem mächtigen Lattengebirge, dem gewaltigen Untersberg und Müllnerhorn besitzt es alle Vorzüge, aber leider auch so manchen Uebelstand des Hochgebirgs-Klimas. Wenn seine bewaldeten Berggruppen mit den wilden Schrofen und Felsen, überspannt von einem wolkenlosen Sommerhimmel und übergoßen von der Strahlenpracht einer fast südlichen Sonne, freundlich herniederblicken auf das saftig grüne, von der schäumenden Saale durchzogene und von der würzig stärkenden Bergluft durchhauchte Thal, dann ist es ein kleines Paradies. An solchen Tagen sitzt es sich gar behaglich bei den Klängen des Kurorchesters in Achselmannstein oder im Kurgarten hinter dem hohen, von der Salzsole durchrieselten Gradirwerke, oder auch draußen in Kirschbaum. Durch die langgestreckte Hauptstraße des Markts rollt dann Wagen auf Wagen, gefüllt mit naturdurstigen Ausflüglern, nach dem tiefgrünen kleinen Thumsee, an dessen

Ufern Alpenrosen blühen, oder nach der wildromantischen Bergschlucht beim „Mauthhäusel". Auf Wegen und Stegen wimmelt es von Szopiergängern, und selbst hohlräumige Kammergeräthe, auf deren eingefallenen Wangen der unabänderliche Schicksalspruch nur allzu deutlich geschrieben steht, wagen sich hinaus zum „Mollenbauer" oder nach St. Jeno. Macht aber der Himmel ein trübes Gesicht, und sendet er tagelang seinen unbarmherzigen Regen herab, in der Volkssprache so bezeichnend „Schneerregen" genannt, dann verwandelt sich das lachende Thal in einen dampfenden, brodelnden Kessel, aus dem die Berge nur ab und zu einmal gleich grauen Riesengepustern auftauchen. Die Hauptstraße bedeckt sich mit wandelnden Pilzen in Gestalt von viel-farbigen Regenschirmen, von den Dächern rauschen Wild-bäche, was man anfängt, ist eiskalt, was man ansieht, trieft; von den Fensterscheiben rieselt der Niederschlag der warmen Zimmerluft, Regenmäntel, Galoschen und Schirme steigen im Preise, den armen Kurgast ergoßt dumpfe Verzweiflung, und die Kutscher und Gartenwirth werden irre an der göttlichen Vorsehung.

Wenn Goethe meint, daß nichts schwerer zu ertragen sei, als eine Reihe von guten Tagen, so fand das tiefsinnige Wort diesmal weniger als je seine Anwendung auf Reichenhall, denn seine Bewohner vertrugen das bereits seit Wochen andauernde schöne Wetter ganz vortrefflich, und sogar die schwer zu befriedigende Gilde der Gastwirth, Lohnkutscher und Fremdenführer machte vergnügte Gesichter. Brachte doch jeder von München oder von Salzburg eintreffende Bahnzug noch immer neuen Zuwachs, obwohl die Fremdenliste eine seit Jahren nicht erreichte Ziffer aufwies. Das sonst zu jeder Tageszeit umlagerte und aufmerksam studierte Wetterhäuschen im Kurpark wurde kaum noch eines Blickes gewürdigt. Die Kurgäste waren leichtsinnige Optimisten geworden und betrachteten es als ausgemachte Sache, daß jeder folgende Tag ebenso schön und verlässlich sein müsse wie der vorhergehende.

In dem nächst dem Kurgarten gelegenen Hotel Burhard wohnte seit vierzehn Tagen ein Herr mit seinem etwa fünfjährigen Töchterchen, einem zarten, schwarzäugigen Kinde, und deren Erzieherin, welcher sich als Arnold Freiherr von Hildenberg, Legationsrath a. D., in der Fremdenliste eingetragen hatte.

Arnold war in den letzten sechs Jahren merklich gealtert. Obwohl er kaum einige dreißig Jahre zählte, zeigte sich doch das früher so volle Haar an den Schläfen ziemlich gelichtet und hier und da bereits von weißen Fäden durchzogen. Auch die Haltung schien weniger stramm als sonst. Jeden Morgen und jeden Nachmittag verbrachte er mit seinem Töchterchen und ihrer Erzieherin eine Stunde auf der Wandelbahn bei dem Gradirwerke, um sie die salzdurchtränkte Luft athmen zu lassen. Es war rührend zu sehen, mit welcher fast mütterlichen Sorgfalt und Zärtlichkeit der große, starke Mann das zarte Wesen behütete. War die von dem Arzte vorgeschriebene Zeit vorbei, dann gingen sie hinüber nach der Bahnhofstraße, wo ein bequemer Wagen ihrer harrete, um sie nach einem der zahlreichen Ausflugsorte in der Umgebung zu bringen.

Herr von Hildenberg hatte die Absicht, heute das Theater zu besuchen. Da die Luft ungewöhnlich kühl war, unterblieb diesmal die Ausfahrt, und die Erzieherin sollte mit ihrer Pflegebefohlenen nach dem Concert nach Hause gehen.

„Aber nicht wahr, Papa," bat die Kleine, „ehe Du in's Theater gehst, kommst Du noch zu mir? Du weißt, ich kann nicht einschlafen, wenn Du mir nicht den Gutenachtkuß gegeben hast!"

„Gewiß, Irma, ich komme! Verlaß Dich darauf!"

„Weißt Du auch, Papa," fuhr die kleine Plaudertasche fort, „daß heute zu Mittag wieder Fremde gekommen sind? Ich habe vergessen, Dir zu sagen, daß, als ich nach Tische mit den Kindern im Garten war, eine der fremden Damen zu mir kam und mich fragte, wie ich heiße. Als ich Deinen Namen nannte, war sie sehr erstaunt, und als ich ihr sagte, daß meine Mama voriges Jahr gestorben sei, da weinte sie, küßte mich und ging fort.“

Arnold wurde betroffen.

„Haben Sie die Dame gesehen, Fräulein Nothen?" fragte er die Erzieherin.

„Nein, Herr Baron. Ich war gerade bei der Wirthin, um das Abendbrod für Irma zu bestellen. Von dem Stubenmädchen hörte ich später, die neuangekommenen Fremden seien Russen.“

„Also wahrscheinlich Bekannte von früher," meinte Arnold. „Du wirst mir die Dame zeigen, Irma, wenn wir ihr begegnen.“

Kurz nach sieben Uhr kehrte er nach dem Gasthose zurück, um, wie er versprochen, nach Irma zu sehen. Seine Wohnung befand sich nicht in dem Hause selbst, sondern in dem Pavillon am unteren Ende des geräumigen, schattigen Gartens, aus welchem sich, der Kühle wegen, die meisten Gäste bereits nach den Speisezimmern zurückgezogen hatten, um das Abendbrod im



geschlossenen Raume zu nehmen. Aus der Hinterthür des Gebäudes tretend, bemerkte er eine Dame, welche langsamen Schritts und gesenkten Hauptes den nach dem Pavillon führenden Weg heraufkam. Wie angewurzelt blieb er bei ihrem Anblick stehen. Es war Ottilie. Sie blickte auf, fuhr zusammen und blieb gleichfalls stehen.

„Hier also müssen wir uns nach fast zehn Jahren wieder finden!“ rief er, auf sie zutretend und ihr beide Hände entgegenstreckend. „Du, Ottilie, warst die Fremde, von der mir Irma erzählte, sie habe sie um ihren Namen gefragt und beim Fortgehen geküßt!“

„Ich war es, Arnold,“ erwiderte sie, seine Hand ergreifend. „Von Deinem Kinde erfuhr ich, weshalb schweres Leid Dich betroffen hat! Armer Arnold!“

Beide sahen einander lange schweigend an. Aus Ottilies Blicken sprach tiefe Wehmuth und inniges Mitgefühl.

„Warum hast Du in der ganzen, langen Zeit niemals ein Wort von Dir hören lassen?“ fuhr Arnold fort. „Wir haben uns mehrfach bemüht, etwas über Dich zu erfahren. Aber Du hattest, wie es scheint, absichtlich jede Spur von Dir verwischt. Nur soviel hörten wir, daß Du nach England gegangen seiest, und daß Deine Mutter nach Deiner Abreise Berlin verlassen habe, um ihren Aufenthalt bei einer Verwandten in Thüringen zu nehmen.“

„Wozu hätte ich Dir schreiben sollen? Ich wußte Dich zufrieden und glücklich! Was brauchte ich mehr?“

„Zufrieden und glücklich?“ wiederholte er, und um seine Lippen zuckte es schmerzhaft. „Zufrieden und glücklich wäre ich geworden, hättest Du mich damals im Parke von Monrefuge nicht abgewiesen!“

Ottilie fuhr zurück.

„Also war es nicht Liebe, die Euren Bund geschlossen?“ rief sie mit verhaltenem Athem.

„Es giebt Menschen, die nur einmal in ihrem Leben ganz und voll lieben können!“ erwiderte er, bitter lächelnd. „Irma's Mutter und ich zählten zu diesen seltsamen Menschen! Trotz der innigen Zuneigung, die uns verband, konnten wir doch des unausgesprochenen Gedankens niemals ganz ledig werden, daß die Vergangenheit ihren Schatten hineinwarf in unsere sonnige Gegenwart. Dazu kam noch, daß sich bald nach der Geburt unseres Töchterchens bei meiner Frau die ersten Anzeichen jener furchtbaren Krankheit zeigten, an der ihr erster Mann gestorben ist. Die Aerzte vermutheten in ihrer Weisheit, daß sie das schreckliche Leiden von ihm geerbt habe, und fast scheint es, als ob mein armes Kind auch den Keim dazu in sich trage.“

„Entsetzlich!“ rief Ottilie, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

Beide schwiegen auf's Neue. Arnold war es wunderbar zu Muthe. Wie mit einem Zauberstrahl tauchte seine ganze Jugend wieder vor ihm auf, als er die vor ihm stehende, ihm einst so theure Gestalt betrachtete, an der die Jahre spurlos vorbei gegangen zu sein schienen, während sie seinen Scheitel gelichtet und seinen Nacken gebeugt hatten.

„Komm, Ottilie! Schwester Ottilie, wie Du einst von mir genannt sein wolltest!“ sagte er, ihren Arm faßt in den seinen legend und mit ihr langsam den Weg nach seiner Wohnung einschlagend. „Ein seltsamer Zufall hat uns heute nach so langer Zeit wieder zusammengeführt! Noch weiß ich nicht, welchen Namen Du jetzt trägst, ob Du noch Dir selbst oder einem Andern gehörst! Aber ehe ich noch deshalb eine Frage an Dich richte, ehe wir auf's Neue, vielleicht für immer, von einander scheiden, mußt Du mir eine andere Frage, die mich im Laufe der Zeit oftmals beschäftigte, und die nur Du mir beantworten kannst, treu und offen, wie dies stets Deine Art war, beantworten! Ich habe Irma's Mutter kein Geheimniß aus meiner Jugendliebe gemacht! Weißt Du, was sie mir gesagt hat? Sie meinte, nur eine Frau sei im Stande, Deine Handlungsweise richtig zu verstehen. Sie meinte, trotz Deines Zeugens hättest Du doch mehr als rein schweizerliche Liebe zu mir empfunden, aber Dein Herz meinem Glück zum Opfer gebracht!“

Ottilies Arm zitterte in dem seinigen.

„Das hat Deine Frau gesagt?“ rief sie, leicht erröthend.

„Das hat sie gesagt!“

Bei diesen Worten sah er ihr mit dem gleichen tiefen, forschenden Blick in die Augen, wie damals beim Glorietze zu Monrefuge.

„Es liegen heute zehn lange Jahre hinter uns, und wir sind Beide fast ein paar alte Leute geworden!“ erwiderte Ottilie mit wehmüthigem Lächeln. „Weshalb sollte ich Dir nicht gestehen, daß Irma's Mutter die Wahrheit gesagt hat!“

„Wie?“ rief Arnold. „Und trotzdem wiesest Du mich zurück!“

„Weil ich es mußte! Damals würdest Du mich nicht verstanden haben, aber heute wirst Du mich verstehen! Ja, es ist wahr! Ich habe Dich geliebt! Aber

ich kannte auch Deinen eigensten Charakter, Deinen durch Nichts zu beugenden Willen! Ich wußte, daß, wenn ich Dir meine Liebe gestand, Nichts in der Welt im Stande sein würde, Dich von Deinem Vorhaben abzubringen! Das durfte nicht geschehen! Nur zu wohl wußte ich, welches namenlose Herzeleid ich über meine armen Eltern, über Deine Mutter, die auf Dich ihre einzige Hoffnung setzte, gebracht haben würde! Deshalb mußte ich schweigen. Aber,“ setzte sie zögernd hinzu, „ich hatte noch einen anderen Grund!“

„Noch einen anderen Grund? Und welchen?“

„Muß ich Dir ihn sagen?“

„Ich bitte Dich darum!“

„Nun wohl! So magst Du ihn auch erfahren! Deine Liebe, Arnold, war mein Stolz, mein Heiligthum! Sie durfte mir in dem harten Kampfe um's Dasein, zu dem Du um meinwillen gezwungen worden wärest, nicht entweicht, nicht entheiligt werden! Der Tag durfte nicht kommen, an dem Du in der Geliebten Deiner Jugend das Bleigewicht, die Fessel gesehen hättest, die Deinen Ausflug hemmte! Nicht wahr, Arnold, jetzt verstehst Du mich?“

Er ließ ihren Arm los und blieb, sie fest ansehend, mit verchränkten Armen und gesenktem Haupte vor ihr stehen. Um seine Lippen zuckte es.

„Ja, jetzt verstehe ich Dich!“ sagte er, tief aufathmend. „Und Du, Ottilie, hast Du es niemals bereut, dem Manne Deiner Liebe ein solches Opfer gebracht zu haben?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Hast Du auch, gleich mir, Erjaß für das Nichtzu-erreichende gesucht und gefunden?“

„Hast Du vergessen, daß ich Dir sagte, ich würde niemals einem Andern gehören? Ich habe in Berlin meine Prüfungen abgelegt, ging dann nach England, und bin seit drei Jahren Gesellschafterin der Fürstin Vermontoff.“

Arnold richtete sich hoch auf.

„Komm, Ottilie!“ rief er, auf's Neue heftig ihren Arm ergreifend und sie mit sich fortziehend. „Fürstin Vermontoff mag sich eine neue Gesellschafterin suchen! Es ist ein anderes Amt, das Deiner harret!“

„Was thust Du, Arnold?“ rief sie ängstlich. „Aber ohne auf ihr Sträuben zu achten, zog er sie mit sich fort nach dem Pavillon, dessen Erdgeschloß er bewohnte.“

Auf dem Vorplatze kam ihm sein Töchterchen fröhlich entgegengehüpft. Er hob sie auf und nahm sie auf den Arm.

„Irma, ist das die Dame, welche Dich heute im Garten geküßt und geweint hat, als Du ihr sagtest, Deine Mama sei voriges Jahr gestorben?“ fragte er die Kleine.

„Ja, Papa, sie ist es! Ich habe sie sogleich erkannt, als Du mit ihr durch den Garten kamst!“

„Hier, Ottilie, übergebe ich Dir Deine Tochter!“ sagte er mit feuchten Augen. „Es ist Irma's Mutter, die sie Dir in die Arme legt; aber nicht in die Arme der „Schwester Ottilie“, sondern in die Arme Ottilies von Hildenberg!“

Ottilie versuchte zu sprechen; Thränen ersticken ihre Stimme. Mit einem Blicke voll unendlicher Liebe sah sie erst den Mann, dann das Kind an, das ihr die Arme entgegenstreckte. Sie nahm es, schloß es an ihre Brust und drückte einen langen, heißen Kuß auf seine rosigen Lippen.

Rachdruck verboten.

## Türkische Dichterrinnen.

Von A. von Schweiger-Verchenfeld.

Das Morgenland ist in seinen Lebensformen conservativ. Wie die Sterne, die in den ewig gleichen Bahnen des Nachthimmels wandeln; wie die Blumen an den Daseinquellen, und die eintönig murrenden Bergwässer, an denen die Cypressen steht und im Dickicht die Nachtigallen singen; so gleitet der Lebensfaden glatt und gleichmäßig von der Morgenstunde des Daseins in die Dämmerung des Abends hinein. Der Orient ist das Alte, das Feststehende, das Herkommen, — der Occident das Neue, das Wechselnde, das unaufhaltsam Fortschreitende. Es ist das Ueberquellende der Jugendkraft im Gegensatz zu der Ruhe des Alters, der Weisheit des in Erfahrungen Ergauten.

Wie das morgenländische Leben in althergebrachten Formen erstarrt ist, in gleicher Weise dünnet der geistige Inhalt dieses Lebens fort, ohne daß er durch irgend welche Bewegung in eine helle, glanzvolle Welt hineingerissen würde. Die morgenländische Dichtung ist, wenn man sich so ausdrücken will, ein Paterfact — poetischer gesagt: eine zur Perle verdorrte Thräne, eine todtes Juwel, dem nur das fremde Licht Glanz und Farbe verleiht. Seit Menschengedenken bewegen sich dieselben Gestalten und Bilder, gleich den Schattenzügen der Fee Morgana, vor der bunten Decoration des heißen Südostens, von den Schneehöhen des Libanon bis zum glühenden Palmenstrande am Perfermeere, von den dünnen Steppen des chaldäischen Tieflandes bis in die Kirgisen-Auls am Schwarzen Fretsch. Wenn neben dem Buche Dholen, dem Koran, kein Menschenwerk ebenbürtige Geltung hat, blühen keine neuen Blumen aus den alten Gräbern. Der Stoffkreis morgenländischer Dichtung bewegt sich in längstvergangenen Zeiten. Was die arabischen und türkischen, die persischen und indischen

Rhapsoden ihren Zuhörern vortragen, sind nicht etwa die Geistesblüthen von Zeitgenossen oder Schöpfungen aus halb vergangenen Tagen: es ist vielmehr der verklärte Widerschein aus einer längst vergessenen und wohl auch mit orientalischer Designation verklärten Epoche des Glanzes.

Wenn man heute von morgenländischer Dichtung spricht, muß man sich immer in die Lage eines Europäers versetzt denken, nehmen wir an, eines Deutschen, der sich an öffentlichen Vorträgen oder Declamationen ergötzt, deren Gegenstand beispielsweise aus dem Nibelungenliede, aus der Artussage oder den Minneliedern eines Osterreichers entnommen ist. Das Publicum der orientalischen Rhapsoden ist das naivste der Welt. Es ist wie eine Kinderschaar, die an den Lippen einer Märchen-Erzählerin hängt. Das Fabelhaft Aisim-Saitim, Abuzeid's Großthaten, der Mongolenmörder Abiga stehen so hoch im Werthe wie die romanischen Liebesgeschichten, deren Helden Wamil und Asra, Chosrew und Schirin, Leila und Medschun, Abfal und Solman, Weiesue und Namin, und wie die berühmten morgenländischen Liebespaare sonst noch heißen mögen, sind.

Wenn es sonach im Morgenlande eine moderne Dichterschule nicht giebt, und die wenigen Verfasser der neueren und neuesten Zeit niemals dem Volke bekannt geworden sind, so beschränkt sich auch der ganze poetische Hausschatz der morgenländischen Frauenwelt auf die Werke von Dichtern aus älterer Zeit. Bei den Arabern ist das in weitgehendster Beziehung der Fall; bei den Türken, welche unter abendländischem Einfluß (im allgemeinen Sinne genommen) aus ihrer geistigen Trägheit zuweilen herausgerissen werden, ist das Geistesleben nicht so erstarrt, wie bei ihren semitischen Glaubensgenossen, die als Nachkommen eines verschwundenen Culturvolkes, in das primitive Leben des Nomaden zurückgesunken sind.

Die Türken, gemeinhin nur als ein Volk der brutalen Gewalt, des Kriegerhandwerkes und als Dämon der turanischen Vernichtungswuth angesehen, haben gleichwohl eine große Zahl vorzüglicher Dichter zu verzeichnen. Mohamed ben Osman hat die Flamme im Herzen „Asras“ entzündet, Kolla Scheidi hat die schöne Schirin verherrlicht, und seinen Spuren sind Suhuri, Lamit, Ahi und Dschelisi gefolgt. Vom Zauber Lailas haben sich Fuhuli und Ghubari, Anhim und Dalih bedrückt lassen. Fasli hat das Geheimniß der Rose belauscht, Griez dem Liebreiz einen Hymnus gesungen, Mihischi den „Zauber des Blickes“ entdeckt. Manches Osmanen-Mädchen schwärmt von den „Rosen-Wangigen“ des Dichters Naati oder träumt in stillen Stunden von Eighains Wildern, die sich in der Dämmerung der Mondnacht zeigen und unselbst schwanken, wie die Blumen im „Rohschwinde“.

Das Seltsamste aber, was uns der osmanische Barnas bietet, ist eine Anzahl von Dichtungen, welche von — Frauen herrühren. Die Stellung der Frauen im Morgenlande ist nicht darnach, sie geistig zu erheben. Auch die Thatsache, daß die orientalischen Dichter, — gleich denen in aller Welt, — das zarte Geschlecht als vorherrschendes Element in den Stoffkreis ihrer Inspirationen und poetischen Ergriffe gezogen haben, vermochte zur höheren Werthschätzung des Weibes nichts oder wenig beizutragen. Neigungen und individuelle Stimmungen sind eben noch lange kein Cultur-Element, und bei der geistigen Dede, die gewöhnlich in den morgenländischen Dichtern herrscht, mühte sich die Einbildungskraft und die aufwallende Empfindung schließlich doch an irgend etwas klammern. Daß es in diesem Falle die Liebe war, ist etwas so Nabellegendes und rein Menschliches, daß das Ueberwiegende der erotischen Poesie im Morgenlande als etwas Selbstverständliches hingenommen werden muß.

Wenn nun auch unter den Osmanen, — was sonst bei keinem morgenländischen Volke in gleichem Maße vorkommt, — Dichterrinnen aufgetreten sind, konnten sie es gleichwohl zu keiner allgemeinen Anerkennung bringen. Der Türke steht der geistigen Veranlagung des Weibes mehr als gleichgültig gegenüber. Er schätzt derlei nicht, weil er überhaupt die schöne Hülle dem schönen Kerne vorzieht. Das behagliche Hindämmern zwischen beschaulichem Lebensgenuss und fatalistischen Träumereien, vor Allem aber die uneingeschränkte Hoffnung auf die Erlangung eines Plätzchens im überirdischen Sonne-Orte, lassen solchen schattenhaften Existenzen alle geistigen Regungen des Lebens als etwas Nichtiges erscheinen. Zudem scheint eine gewisse Scheu vor geistig begabten Frauen zu herrschen; Beweis dessen, daß die einzige große Dichterin der Osmanen, — Mihri, — als Mädchen ihre Tage beschloß.

Im Innern von Kleinasien, an den grünen Wassern des Zschil-Irma, liegt die Stadt Amasia. Sie ist die Heimath Strabo's und stand schon in uralter Zeit in jener tiefen Durchbuchung, welche der Strom zwischen die Felsen eingegriffen. Der verödete Burgberg zeigt merkwürdige Grabkammern mit Inschriften, die noch nicht entziffert sind. Hier, zu Amasia, wo die süßesten Äpfel und die schönsten Frauen Anatoliens zu finden sind, wurde die Mihri geboren. Man hat sie die „osmanische Sappho“ genannt, und daraus hat sich eine Vorstellung gebildet, die gewiß geeignet gewesen wäre, das Lichtbild dieser Sängerin zu verschleiern. Ihre Tugend ist aber selbst von den größten osmanischen Splitterrichtern niemals angezweifelt worden. Zu glauben, daß ihre feurigen Liebeslieder gegenstandslos gewesen wären, kann gleichwohl nicht hingehen. Der geliebte Jüngling in ihren Poesien ist kein Phantom. Wenn Mihri singt:

„Mir wässerte der Mund nach dem Rubiniquell

Von meinem Iskender zwar, doch blieb ich durstig —“

so weiß man, daß dieser Iskender (Alexander) der Sohn Sinan Pascha's war. Daß die Dichterin gegen ihre eigene Empfindung ankämpfte und im Glüd ihrer Neigung sich unglücklich fühlte, beweist der wehmüthige Hauch, der eines ihrer schönsten Lieder durchzieht, in welchem eine Strophe ungefähr so lautet:

„Böses wünscht' ich Dir nicht, doch fleh' ich vom Himmel die Gnade,

Daß Du lieben sollst Herzen, dem Deinigen gleich;

Wollte indessen Dein Feind das Schlimmste Dir wünschen,

Wird er wünschen Dir, daß Du verliebt seist wie ich . . .“

Daß Iskender Tschelibi, den osmanische Quellen als einen wohlstandigen, sehr gebildeten jungen Mann schildern, dieser Neigung nicht gleichgültig gegenübergestanden, beweist die Existenz eines Stammbuches, in welchem Iskender allerlei Poesien aus persischen und türkischen Dichtern zu Ehren oder zur förmlichen Verherrlichung Mihri's niederschrieb. Die Bilder, in welchen sich die Verse der Amasierin bewegen, würden den Geschmack mancher unserer jungen Damen beleidigen. Man ist bei uns nicht gewohnt, von Frauenhand das männliche Ideal in fürstlicher Manier verherrlicht zu sehen. Eine dieser Apotheosen des „schönen Jünglings“ wippt sich in den Versen zu,





Eine Unterrichtsstunde. Von K. Langhammer. — Siehe Seite 87.



welche im türkischen Original nicht sonderlich rhythmisch für ein deutsches Ohr klingen. Sie lauten:

„Bügün bir gıhondısha fımi gordüm  
Kebüm ki hei ne dıshan dır dü —“

Das heißt ungefähr:

„Ich sah heute einen Rosenmund und fragte:  
Ei, welche Seele ist dies?“

„In einer anderen Stelle heißt es:

„Sei gnädig, Morgenwind, bring' mir Duft  
Von seinem Stirnhaar.“

Als osmanische Klatzbasen, — und sie sind groß in ihrem Berufe in der Eintönigkeit des Haremlebens, — die Tugend Mihri's anzuzweifeln wagten und herausgefunden hatten, daß der nachmalige Oberstaatsdichter Maehedsade, — nachmals unter dem Dichternamen Chertimi eine Berühmtheit des osmanischen Parnasses, — zu Mihri in zarten Beziehungen gestanden sei, schrieb diese zu ihrer Rechtfertigung ein Poem, dessen Kern in dem Verse:

„Mihri hat, bei Gott! Dich schon als Knaben geliebt —“

liegt. Auch vom Dichter Gumahi wird erzählt, daß er inniger an Mihri hing, als es die Voraussetzung der geistigen Verwandtschaft Beider bedingte. Aber der Biograph Ascht hat alle Verdächtigungen mit der Bemerkung abgelehnt: „Trotz solcher Liebeleien“ habe Mihri ihre Tugend hochgehalten, sie habe keines Mannes Hand, der sich ihr in Liebe nahe, „auch nur berührt“; „das ambrabustende Halsband umschlang ihren reinen Hals“. Als Paicha Tschelbi Kudereis um ihre Hand warb und sie diese Verbindung ausschlug, sagte der Dichter Sati: Sie habe es nicht nötig, nach jahrelanger Entfugung „bei einem Felsmaule auszuraufen.“

Wenn Mihri durch die herrlichen Gärten ihrer Heimathstadt wandelte, mochte sie ihre Inspirationen aus den Erinnerungen an ein berühmtes Liebespaar geholt haben, welches nach uralter Ueberlieferung an den hellen Wassern des Zschil-Zrmaal weilt. Dort zeigt man nämlich die mächtigen Spalungen des Felsbettes, welche Ferschad gebauen haben soll, um aus seinen Meiereien Milchströme nach den Gärten der schönen Schirin zu leiten. Die Schirin-Romanze ist noch heute das hohe Lied der Liebe in den türkischen Harems.

Neben Mihri treten einige andere osmanische Dichterinnen weit zurück. Es sind nur wenige Namen, welche die Originalquellen aufweisen: Feinob (Zenobia), welche nicht ganz den Weg der Tugend wandelte, aber gleichfalls unvermählt blieb. Dem Dichter Miris soll sie besonders zugezogen gewesen sein. Subbi, d. i. „die Liebreiche“, war die angesehene Frau des Schems Tschelbi, welcher zu den Erziehern Sultans Selim II. gehörte. Sie hat ein romantisches Gedicht in dreitausend Versen geschrieben. Von der Dichterin Sioki, genannt Ummatullah, ist ein mystisches Gedicht, betitelt: „Der Schatz der Lichter“, und einiges Andere erhalten geblieben. Ani war bereits eine ehrwürdige Matrone, als sie ihre Augen mit „Gillistan“ (einem Rosenhain) verglich und den Wunden ihres Herzens in hyperbolischen Bildern beredten Ausdruck gab. Einet, d. i. „die Ururube“, verglich die Wangen ihres Freundes mit dem Moiskushand und beklagte ihre Liebe als eine Thorheit. Leila Chamün vergleicht sich mit einem Schmetterling, der sich, keine Gefahr ahnend, in die Flamme stürzt. Wer diese Flamme gewesen, verrathen die Quellen nicht. Als hervorragende osmanische Dichterin ist auch noch Sultan Mahmud's II. Schwester, Heibetullah, zu nennen, welche in ernsten, wehmüthigen Tönen ihr trauriges Dasein schilderte.

Rachdruck verboten.

### Wer ist am weitesten gereist?

Eine Fabel von Oscar Justinus.

In dem lustigen, sonnigen Boudoir einer Dame steht ein zierlicher Schreibtisch aus schwarzem Nußbaum, auf welchem goldglänzendes Schreibzeug, Papier und Couverts in allen Farben und Formen, Nippes von Porzellan und Cuivre poli, Zeitungen und Bücher durch einander liegen. Daneben steht ein Bassin mit plätschernden Goldfischen, und über diesem hängt in vergoldetem Bausein ein gelber Canarienvogel. Nun schnarrt die Feder der Standuhr auf kristallinen Säulen, und der goldene Zeiger spricht: „Da glüht und glüht Ihr alle durch einander und seid doch jammt und sonders nicht gar weit her!“

„Oho, oho!“ rief man ringsum mit indignirten Stimmen. „Ich komme aus Paris!“ sprach mit nasalcr Betonung ein betender Knabe aus echter Bronze.

„Und ich aus Holland“, — ein hoher weißer Krug mit blauen Zeichnungen aus Delft.

„Und meine Benigkeit aus Weissen!“ sang eine blonde Schäferin, ein Lämmchen auf dem Schoß, aus Weiskner Porzellan.

Alles lachte.

„Wittwittwitt!“ schlug der gelbe Vogel an, — was aus dem Canariens in's Deutsche übersezt sagen will: „In Andreasberg bin ich aus dem Ei gekrochen, meine Mutter hat mich groß gezogen, und dann kam ich im geschlossenen kleinen Holzkasten direct an diese Stelle.“

„Nimm!“ tönte der Flügel. Er war von Steinway Gebrüder in Newyork gebaut, dort in eine hölzerne Arche gepackt worden, die er erst in diesem Zimmer verlassen hatte.

Da lag aber ein Brief-Couvert, mit einer seltenen Briefmarke der argentinischen Republik; das war mit englischen, französischen, holländischen und deutschen Schriftzeichen beschriftet. Es stammte von einem durchgegangenen Beter des Fräuleins und hatte unter Schloß und Riegel im dunklen Postfach wegen einer undeutlichen Adresse die halbe Welt durchwandert. Es zeigte seine Marken und machte schweigend ein Gesicht, als wenn es sagen wollte: „Das genügt!“

Nun unterbrach auch der Bendel sein Tictack und sagte: „Lächerlich! Das will von Reisen sprechen! Seit achtzig Jahren wandere ich vor diesem Zifferblatt auf und nieder. Nicht eine einzige Nacht habe ich ansgernht, und da ich genau Buch führe, so kann ich Euch beweisen, daß ich bis zu dieser Stunde einen Weg von 2,160,948 Kilometer zurückgelegt habe. Wer concurrirt noch?“

Das war niederdrückend. Dagegen konnte selbst das Meteor-Bruchstück nicht auskommen, das, zum Briefbeschwörer verarbeiter, silbergrau vom Tische glänzte. Es wollte gerade von seiner Augenblicksreise erzählen, die es im Nu durch das Firmament zurückgelegt; aber es wußte selbst nicht, wie viel

Meilen sie betragen hatte, und es widerstrebte ihm, mit dem Zeiger, der wie ein Pferd in der Tretmühle Jahr aus Jahr ein auf derselben Stelle umgewandert war, im Wettbetriebe zu erscheinen. Es herrschte eine peinliche Stille.

Da flog ein kleiner, weißer Schmetterling zum offenen Fenster herein, zitterte um die Palmen auf dem Blumentische und ließ sich einen Augenblick auf einer Rosenblüthe nieder.

„Nun, kleiner, hast Du auch schon Reisen gemacht?“ zwitscherte ihm der Canarienvogel nedend zu.

„Ja, ich komme gar weit her, — der Apfelbaum dort drüben am jenseitigen Gartenzaun ist meine Heimath! Dort hängt noch, mit einem Gürtel an die knorrige Baumrinde gefügt, meine grünlich graue Puppe mit den gelben Streifen und Punkten. Vor einer Stunde kroch ich an's Licht. Vor einer Stunde, — oh, mich dünkt es eine Ewigkeit, die ich seither durchlebt! Erst hatte ich einen großen Schrecken. Ein Specht, dessen Schnabel wie mit Kanonenschlägen an mein dunkles Gefängniß pochte, wollte mich just aufspießen, als ich meiner Puppe Mauern durchbrach, aber ich flatterte ihm zwischen den Flügeln davon, und er sah mich nach mit einem so komisch verdutzten Gesicht, — das werde ich mein Lebtag nicht vergessen!“

Da zog mich ein entzückendes Paradies an, — grünes Strauchwerk, — Rübenföhl, rothbraun und grüne Matten und goldgelber Hauf. Ich schwamm in Entzücken und irrte mir ein Liedchen; aber da wurde es dunkel mit einem Male, und angstvoll zappelte ich in den Mäusen eines Schmetterlings-Netzes. Langsam öffnete es sich, und zwei weiße große Finger faßten mich an meinen Flügeln. Ich zitterte und warf einen lebendlichen Blick nach den Augen eines mächtigen, schönen Wesens, das, wie ich nachher erkannte, ein achtjähriger Knabe war. Das half. Denn schon sah ich die Nadel gezückt, die mich durchbohren sollte, ich hörte seine Stimme: „Pontia rapas, — ein ganz gemeiner kleiner Kohlweißling.“ — und mit diesen schmeichelhaften, anerkennenden Worten ließ er mich auch schon fliegen.

Nun war ich vor Freude außer mir, denn vor mir lag eine neue, herrlichere Welt: Veilchen, Hyacinthen und Anemonen, und ich trauf aus ihren Blüthen Nektar und taumelte vor Lust, bis ich zu meinen Schreden auf dem Kermel eines Jünglings sah, der die Blumen begoß. Ich war halbtobt vor Angst. Aber er brachte mir sein gebranntes, bärtiges Gesicht ganz nahe und sprach: „Keine Furcht! Ich will Dich nur um einen Dienst ersuchen. Dort drüben auf der Bank sitzt das Töchterchen meines Vroherrn. Der bestelle ganz leise, daß ich sie liebe, — von Herzen, — mit Schmerzen!“

Und ich schwang mich empor und zitterte durch die Luft und umschwebte das holde Mädchen so lange, bis es vom Bude, in das es vertieft war, aufblickte und lächelnd meinem Spiele zusah. Da fahste ich Posto auf seinem Ohrfläppchen und richtete mit leisem Gekumm meine Botschaft aus. Dann flog ich davon.

Ich konnte noch wahrnehmen, wie sein helles Gesichtchen purpuroth wurde, und als ich eine Weile später wieder nach der Bank zurückblickte, da sah der Gärtnerburch an seiner Seite, und beide hielten sich in süßem Glück umschlungen.

Ich aber taumelte weiter von Blume zu Blume im hellen Sonnenschein, bis ein großer Schatten mir plötzlich das Licht benahm. Es war ein weißhaariger Greis, — des Gärtners Vater, der mit dem Stabe gemächlich zwischen den Beeten einherschritt. Er folgte allen meinen Bewegungen und sprach: „Bald wird auch meine Seele, deren Abbild Du bist, junger Falter, alles Irdische abstreifen, sich aufschwingen in die Sphären des Jenseits und von all' den verbotenen Früchten naschen, deren Genuß nur den Seligen gestattet ist.“

Da ich des Alten Rede nicht verstand, flog ich in das offene Fenster und schaute nun hier all' die Pracht, mit der die Reichen der Erde sich umgeben. Aber ich muß fort — mein Leben umfaßt nur eine kleine Spanne Zeit, und ich habe noch sehr, sehr viel zu sehen und zu umgucken. Adieu!“ —

Damit schwebte der Schmetterling wieder in den Garten hinaus. Es ward stille im Gemach, und es schien, als wäre der fröhliche Sonnenstrahl durch eine Wetterwolke verdeckt worden.

Nach einer langen Pause, in der Verschiedene das Wort ergreifen wollten, aber auch Jeder aus Respekt vor den Aeltern schwieg, schnarrte es wieder in der alten Uhr:

„Nun, wer ist der weitgereiste unter uns.“

Da erscholl es von allen Seiten:

„Der Schmetterling!“

„Ja, der kleine, ganz gemeine Feld- und Wiesen-Kohlweißling,“ dekretirte das Meteor, das eines gewissen himmlischen Ansehens genoß. „In der halben Stunde seines Lebens hat er mehr zu sehen bekommen, als wir auf unsern tausendwöchigen Reisen. Das Leben mit seiner Luft und seinem Leid, von der Wiege bis zur Bahre, hat er gekostet, und die tiefsten Räthsel haben sich ihm erschlossen. Denn nicht die Strecke macht es aus, die Jemand zurückgelegt, sondern die Mannigfaltigkeit der Dinge, die er mit offenem Auge in seine Seele aufgenommen hat. Wir, die wir in Säcken und Kisten das Weltall blind durchwandern oder in rasender Hast durchheilen, gleichen den Reisenden, die nicht aus dem Wagen kommen, mehr in den Wädeln, als in die Gegend schauen, und für welche eine Reise nichts anderes ist, als ein Wechsel der Table d'hôte und des Nachschlages. Jener Schmetterling gleicht dem frisch-frei-trohen Wanderer, der, sein Känzchen auf dem Rücken, den Stab in der Hand, Wald und Wiese, Berg und Thal, Dorf und Stadt durchpilgert und überall etwas mitbringt für sein fröhliches Herz. Er ist am weitesten gereist — und wäre er nie über die Grenze seines Dörfchens hinausgekommen! . . .“

Rachdruck verboten.

### Frauenarbeit in England.

London, Ende April.

Es ist kein Zweifel, daß wir in Deutschland in der „Frauenfrage“ in den letzten Jahrzehnten weitgehende Fortschritte gemacht haben. Der Staat, die Gemeinden, Vereine u. s. w. haben eingegriffen, um den Frauen neue Erwerbsquellen zuzuwenden, indem sie für deren besseren Unterricht Sorge trugen, Stellen für dieselben schufen und ihnen den Erwerb eines anständigen Unterhaltes erleichterten. Jene Bestrebungen freilich, welche auf eine Gleichstellung der Frau mit dem Manne hinkamen, fanden bei uns nicht einen gleichen Anklang, wie in England und Amerika. Der Vorkämpfer für die Wahlberechtigung der englischen Frauen,

Stuart Mill, hat bei uns wenig Anhänger gefunden. Aber durch das von ihm vertheidigte und seit 1882 in Kraft getretene „Ehefrauen-Eigentums-Gesetz“ hat er doch die völlige Abhängigkeit der Ehefrau vom Gatten, welche in England in besonders unerquicklicher Form aus dem Mittelalter herübergenommen worden war, gebrochen und dem Frauenerwerb sichere Wege gewiesen.

Es ist daher gewiß von Interesse, sich davon zu überzeugen, wie derzeit die Erwerbsverhältnisse der Frauen in England sind, namentlich jener des Mittelstandes. Zu den nachfolgenden Zeilen soll an der Hand englischer Berichte ein kurzes Bild derselben entworfen werden.

Bis vor Kurzem bildete, wie bei uns, so auch in England das Unterrichten die einzige Beschäftigung, durch welche sich gebildete Frauen Geld verdienen konnten, jetzt sind auf diesem Gebiete die Ansprüche gewachsen, es bedarf einer so bedeutenden Befähigung, ihnen gerecht zu werden, daß nur besonders begabte Mädchen diesen Beruf ergreifen können. Das Gehalt der Lehrerinnen an Volksschulen und an den höheren Lehranstalten ist ein wirklich gutes, aber die Vorbereitung, um eine solche Stellung erlangen und ausfüllen zu können, erfordert Jahre großen Fleißes, und strenge, sehr schwierige Prüfungen müssen zufriedenstellend von den Candidatinnen abgelegt werden. Ich kenne zwei junge Mädchen, welche jetzt eine Schule in einem hübschen kleinen Orte errichtet haben. Mit Entsetzen denken dieselben an die Prüfung zurück. Jahre lang muhten sie sich vorbereiten und in dieser Zeit noch in Privat-Schulen Unterricht geben, nur um sich die Mittel zur Bestreitung ihres Kleideraufwandes zu erwerben. Die Sorge um's Dasein zwang sie, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht zu arbeiten und damit ihre Gesundheit auf's Spiel zu setzen. Doch sie erreichten ihr Ziel und haben nun im Alter von zweiundzwanzig und zwanzig Jahren die Rechte für ein kleines Haus mit Gärten frei und etwa tausend Mark mit der Aussicht, daß die Einnahmen von Jahr zu Jahr allmählig steigen werden.

Gehülffinnen an großen Schulen verdienen in England zwischen achthundert und dreitausend Mark. Um aber zu solchen Einkünften zu gelangen, müssen sie, nachdem sie die nöthigen Zeugnisse erlangt haben, täglich sieben Stunden in der Schule und außerdem häufig noch eine Menge Extrastunden geben, um schwache Schüler vor dem, den Ruf der Schule benachteiligenden Durchfallen bei den Prüfungen zu schützen. Vorsteherinnen solcher Schulen haben ein Einkommen von dreitausend bis sechstausend Mark, doch können sie die Stellung auch erst wieder nach Ablegung verschiedener weiterer Prüfungen erlangen.

In sehr reichen Familien erhalten Erzieherinnen mit besonders guten Zeugnissen ein Gehalt von zwei- bis dreitausend Mark jährlich und ihr eigenes Zimmer; doch ist das ein ganz besonders günstiger Fall. Es ist für alle diejenigen, die nicht von Jugend auf dazu erzogen, und die nicht die glänzendsten Zeugnisse bei den Prüfungen erhalten haben, das Unterrichten ein sehr schwieriger Beruf, um Geld zu verdienen.

Einen zweiten wichtigen Erwerbszweig der englischen Frauen bildet das Schneidern. Früher wurde dasselbe nur als ein Handwerk betrachtet, jetzt hat es sich aber zu einer freien Kunst entwickelt, welche von Damen von Rang und Titel und hohen Stellungen ausgeübt wird. Es ist ein Beruf, welcher seinen Lohn reichlich bringt, wenn er mit Energie und geschäftlichem Talente betrieben wird. Aber er erfordert fleißige, mühsame Arbeit und tüchtige Vorbildung, wengleich die letztere nicht so ernsthafte und anhaltende Studien verlangt, wie jener der Lehrerinnen.

Eine Dame, deren Gemahl sich aus dem Staube gemacht hatte, weil er es zu schwierig fand, für seine Familie und sich den Lebensunterhalt zu erwerben, errichtete im Westen von London ein Schneider-Atelier. Sie hatte immer Talent für das Metier gehabt. Nachdem sie während dreier Monate das „wissenschaftliche“ Maßnehmen und Zuschneiden bei einem berühmten Meister erlernt hatte, ging sie an's Werk. Jetzt ist sie das Haupt einer großen Werkstätte, hat nur noch anzunehmen und zu überwachen, und beschäftigt vierzig Mädchen, die alle ihren mehr oder weniger reichlichen Lebensunterhalt erwerben, während sie für sich und ihre Kinder wöchentlich dreihundert bis vierhundert Mark verdient. Ein so glückliches Gelingen ist aber eine Ausnahme, hervorgerufen durch die günstigen Vorbedingungen, welche die Dame von Haus aus durch ihre gesellschaftlich hohe Stellung hatte. Doch hing der Erfolg ihres Unternehmens, welches sie mit nur drei Gehülffinnen begann, vorzugsweise von ihrer eigenen Tüchtigkeit ab. In achtzehn Monaten hatte sie es zu dem eben erwähnten Resultat gebracht. Bezeichnend für die englische Gesellschaft ist es, daß sie die Schneiderin in allen jenen vornehmen Häusern auch jetzt noch empfängt, in denen sie verkehrt hatte, ehe sie ihr Geschäft eröffnete, daß sie also durch ihren Beruf nicht ihre gesellschaftliche Stellung eingebüßt hat. Bei uns in Deutschland würde man weniger liberal in dieser Beziehung denken. Bei uns würde die Gattin eines großen Geschäftsmannes nur mit Bedenken eine Frau in ihr Haus aufnehmen, welche nach Art der Engländerin ihren eigenen Weg gemacht hätte.

Ein Mädchen, das bei einem bekannnten, tüchtigen Schneider in die Lehre geht, hat zunächst drei- bis vierhundert Mark Lehrgeld zu zahlen. Das erste Jahr verdient sie nichts; es hängt von ihr ab, ob sie etwas in der Zeit profitieren will in ihrer Kunst, denn ihre Aufgabe ist fast ausschließlich, Taschen zu nähen und Heftfäden auszuziehen. Im zweiten Jahre bekommt sie fünf Mark die Woche, außer dem Essen, im dritten sieben Mark fünfzig Pfennige oder zehn Mark, und im vierten hat sie ausgelernt und wird nun je nach ihrer Tüchtigkeit bezahlt.

Als Arbeitszeit sind die Stunden von Morgens neun Uhr bis Abends sieben Uhr gesetzlich festgesetzt, ausgenommen Sonnabends, an welchem die meisten Geschäfte schon um zwei Uhr Nachmittags schließen. Keinem Arbeitgeber ist es erlaubt, seine Untergebenen länger als bis vier Uhr zurückzuhalten. Für jedes Mädchen muß eine gewisse Anzahl Cubit-Fuß Raum in den Arbeitsfälen vorhanden sein, und diese letzteren müssen gut ventilirt und einmal jährlich neu geweißt werden.

Die zum Schutze der Arbeiterinnen gegebenen Gesetze werden namentlich in Bezug auf das pünktliche Entlassen der jungen Mädchen sehr streng gehandhabt. So wurde eine Schneiderin einst von dem, unsern „Gewerbe-Inspektoren“ entsprechenden Aufsichts-Beamteten verklagt, weil er ein Mädchen in ihrem Hause noch zehn Minuten nach sieben Uhr nähend gefunden hatte. Erst nachdem der Beweis gebracht worden war, daß die Angestellte an ihrem eigenen Kleide eine notwendige Reparatur vorgenommen hatte, wurde ihre Herrin freigesprochen. Die „Scientific dress-cutting“ (Gesellschaft für wissenschaftliches Zuschneiden) ertheilt den Unterricht in allen



Zähern für sechs Guineen, also ungefähr hundertsechszwanzig Mark. Für ein Mädchen, das aus ihrer Kunst einen Beruf zu machen gedenkt, ist es wünschenswerth, daß sie sich ein Diplom erwirbt, welches hundertsechzig Mark kostet und welches sie, je nach ihrer Befähigung, im Laufe von vier bis sechs Monaten erlangen kann.

Außer in der eigentlichen Schneiderei oder im Putz machen wird sie unterrichtet, wie einem Arbeitsraume vorzustehen ist, wie sie Aufträge entgegenzunehmen und Rechnungen auszufertigen hat. Die Stellungen, welche derartig ausgebildete Schneiderinnen einnehmen, bringen einen Gehalt von sechshundert bis dreitausend Mark pro Jahr.

Die Vorzüge dieses Systems gegenüber demjenigen, durch Jahre hindurch Lehrlinge auszubilden, sind erwiesen. Die dort herangebildeten Frauen stehen auf einer weit höheren Stufe des Könnens. Den Beweis für die Vorzüglichkeit des Instituts liefert besonders der Umstand, daß die besten Schneider ihre ersten Kräfte in dasselbe schicken, damit sie dort das Maßnehmen und Zuschneiden erlernen.

Auch als Beamte verdienen jetzt die englischen Frauen ihren Lebensunterhalt. Die Post giebt ein Gehalt von zwölf bis fünfundsiebzehn Mark wöchentlich. Die letztere Summe wird aber nur in Ausnahmefällen gezahlt und nur den Vorsteherinnen eines Postamtes, welche ihre besondere Befähigung für das Postwesen durch Ablegung verschiedener Staatsprüfungen bewiesen haben. Zunächst muß sich jede Aspirantin einer Prüfung im Schreiben und Rechnen unterwerfen, welche aber kein Recht verleiht, als das, abzuwarten, bis eine Stelle frei wird. Hat sie nun viele „Vordermänner“, so kann es natürlich Monate und Jahre dauern, ehe sie zu einem Amte kommt. So legte z. B. ein junges Mädchen die Prüfung in ihrem achtzehnten Jahre ab, erhielt die Anstellung aber erst sieben Jahre später. Inzwischen hatte sie geheiratet und Familie bekommen und zog daher ihr Amt in Küche und Kinderzimmer dem am Postschalter vor.

Der Telegraphen-Dienst beschäftigt in England etwa tausend Frauen, die mit einem Gehalt von zehn Mark wöchentlich beginnen und durch Fleiß und Aufmerksamkeit bis zu vierunddreißig Mark steigen. Meist erst als alte Damen erhalten sie Inspectoren-Stellungen, die einen Gehalt von drei- bis fünftausend Mark bieten.

Um diesen Beruf ergreifen zu können, muß die Telegraphistin einen besonderen Lehr-Cursus durchmachen, dessen Dauer sich nach ihrer Befähigung richtet. Dann muß eine Prüfung bestanden werden, worauf gewöhnlich das Lehr-Institut, welchem sie sich anvertraut hatte, sich für sie um eine Stellung bemüht, die meist nach nicht zu langem Warten gefunden wird. Ob das Gehalt sich steigert, hängt von den Arbeiterinnen selbst ab. Es ist eben keine leichte Sache, im Amte stets höflich und zuvorkommend zu bleiben, wenn auf einmal ein halbes Duzend eiliger Leute an den Schalter kommen, die Alle zugleich befriedigt sein wollen, noch ist es eine bequeme Aufgabe, geschwind fast unleserliche Handschriften zu entziffern. Jeder Irrthum in den Telegrammen, jede Klage gegen die Beamten hemmt deren Avanciren und somit das Zunehmen des Gehaltes.

Ferner werden auch in den Comptoirs der Versicherungs-Gesellschaften und Eisenbahn-Unternehmungen weibliche Beamte angestellt. Die Stellungen sind aber so gesucht, daß sich in der Regel für einen frei gewordenen Platz dreißig Bewerber melden.

Das Putzmachen ist eine andere, recht einträgliche Beschäftigung. Kostet doch oft ein Hut, der fast aus nichts gemacht ist, an hundert Mark! Das kunstvolle Zusammenstellen all der kleinen Säckchen, welche den Rahmen zu einem hübschen oder häßlichen Gesicht bilden sollen, muß daher ein sehr lucratives Geschäft sein. Doch gehört ein ganz besonderer Geschmack dazu, um sich in diesem Gebiete hervorzuthun.

In London erwerben sich jetzt zwei Damen der höchsten Aristokratie, die eine die Schwiegertochter einer Gräfin, Lady Grandvill Gordon, und vier andere Damen der vornehmen Gesellschaft, welche bei Hofe vorgestellt sind, einen selbst für ihre Ansprüche reichlichen Unterhalt durch ihr besonderes Geschick im Putz machen. Diese Damen haben allerdings durch ihre Ver-



Tiara, von der Stadt Paris dem Papst zu dessen Priester-Jubiläum gewidmet. Siehe Seite 87.

diesen Beschäftigungen die bestbezahlte. Ein Mädchen, welches Geschick und Ausdauer hat, kann sich, wenn sie es versteht, den modernen Ansprüchen entgegen zu kommen, und wenn sie sich mit Leuten in Verbindung setzt, die ihre Muster geleglich schenken lassen, oder wenn sie ihre Sachen an Privatleute verkauft, welche einen besonders hohen Preis zahlen, um etwas Neues und Originelles zu haben, ein Einkommen von vier- bis sechstausend Mark jährlich verdienen.

Auch Kunststickerei wird gut bezahlt, doch steht das Angebot in keinem Verhältnis zur Nachfrage. Unglücklicher Weise werden hierdurch auch die Hülfquellen eines sehr nützlichen Institutes, — „the royal school of arts needlework“, — das den Frauen Erwerb eröffnen will, sehr nachtheilig beeinflusst. Jede Schülerin dieser Schule hat, um ein Reisezeugniß zu erhalten, neun Lektionen, je in der Dauer von fünf Stunden, zur Zufriedenheit ihrer Lehrerinnen durchzumachen. Sie ist dann befähigt, eine Anstellung in dem Institut selbst anzunehmen, falls eine solche frei ist. Die Arbeitszeit ist in demselben auf sieben Stunden festgesetzt und bringt im Anfang einen Verdienst von fünfzehn Mark wöchentlich.

Aus Allem diesem ist zu ersehen, daß die Verhältnisse des Frauenerwerbes in London nicht wesentlich von jenen in Deutschland abweichen, abgesehen etwa davon, daß die Arbeit als solche in der allgemeinen Achtung einen höheren Rang einzunehmen scheint, während bei uns das Nichtsthun in gewissen Kreisen, noch als die allein berechnete Lebensform für „Frauen der Gesellschaft“ gilt. Man wird aber bemerken können, daß die kleinstädtisch-spießbürgerlichen Kreise vorzugsweise diesen Ansichten huldigen, während sie bei Leuten von freierem Blick mehr und mehr verschwinden. In unseren größeren Städten wird von minder bemittelten Mädchen schon geradezu gefordert, daß sie für den Fall ihrer Nichtverheirathung „Etwas gelernt haben“. Wenn die harte Nothwendigkeit des Schaffens um das tägliche Brod an unsere Mädchen und Frauen herantritt, so mögen sie sich mit ihren muthigen englischen Schwestern trösten, deren Wirken diese Zeilen gewidmet sind.

E. G.

bindungen ganz besondere Vortheile. Aber auch für junge Mädchen von einfacher Herkunft, die dies Talent haben und ausbilden, bietet sich hier ein reiches Erwerbsefeld.

Die Regeln für die Lehrzeit und für den Unterricht sind dieselben, wie bei der Schneiderei. In zwölf Unterrichtsstunden, deren jede einundzwanzig Mark kostet, wird in dem schon erwähnten Institute Alles in gründlicher Weise gelehrt, was in das Putz machen gehört. Wenn die Schülerin Begabung zu dem Beruf bewiesen hat, erhält sie ein Zeugniß. Der wöchentliche Verdienst einer vollkommenen Putzmacherin stellt sich auf vierzig bis hundertzwanzig Mark. Außerdem wird ihr in guten Häusern von Zeit zu Zeit Gelegenheit geboten, nach Paris zu reisen, um dort neue Modelle zu studiren und ihrer Prinzipalin beim Einlaufen behülflich sein zu können. Man trifft sie dann überall in Paris, eifrig nach neuen Notizen ausspähend. Sie besuchen die Premieren im Theater und prüfen mit größtem Ernste die Kleider der Schauspielerinnen, die ja oft in jeder Scene in einem neuen Kostüm erscheinen. Sie wohnen den eleganten Hochzeiten in St. Madeleine bei und sind selbst in den Buchhandlungen, gebeugt über alte Modenkupfer, zu finden.

Gewöhnlich geht das Geschick für Kleidermachten und für Putz Hand in Hand. Bilden sich die Damen nun in einer Fachanstalt oder in der Lehre bei einem tüchtigen Meister gründlich aus, so werden sie sich leicht zur Directrice einer großen Firma eignen, oder sie können ein eigenes Geschäft eröffnen. In beiden Fällen ist ihnen bei Tüchtigkeit und Sparsamkeit ein reichlicher Lebensunterhalt und ein sorgenloses Alter gesichert.

Bei der Aufzählung der in England von den Frauen betriebenen Gewerbe, bleibt noch das Kunsthandwerk wie Musterzeichnen, Kunststicken, Holzschneiden und Malen zu erwähnen. Um diese Beschäftigungen nutzbringend zu verwenden zu können, bedarf es ganz besonderer Befähigungen und einer äußerst sorgfältigen Vorbereitung. Das Musterzeichnen ist von all-



Rohdruck auch im Einzelnen verboten.

**Ganz vertieft.** Von A. Guffow. Siehe das Bild, Seite 81. — Welche Verleumdung der Männer, daß die Frauen niemals zu rechter Zeit fertig werden können! Sie ist fertig zum Ausgehen, — er aber läßt natürlich auf sich warten. Kann sie dafür, daß gerade in diesem Augenblick die neuen Journale kommen? Daß das eine die Fortsetzung des Romans ihres Lieblings-Schriftstellers bringt? Diese dummen Fortsetzungen! Gerade, wenn die Geschichte anfängt, spannend zu werden, bricht sie ab und läßt den Leser im Zweifel, ob der Held und die Heldin schließlich an das Ziel ihrer Wünsche gelangen werden. Schnell nur einen Blick hineingeworfen; sie ist ja fertig, und wenn der Gatte endlich kommt, wird sie ihm Vorwürfe über seine Unpünktlichkeit machen. Aber sie läßt sich fest, ganz fest, der Romandichter feiert einen vollen Triumph. Sie hört nicht einmal den eintretenden Gatten. „Bist Du fertig, liebes Kind?“ — „Natürlich lange, seit einer halben Stunde. Diesmal wartest Du es, der wartest lieh.“ — Aber er läßt sich nicht aus der Fassung bringen. „Bis auf die Handschuhe, wie ich sehe, liebes Kind,“ erwidert er, „da hätte ich ja bequem noch fünf Minuten warten können.“ Er hat recht, und sie wird ein wenig roth; das steht ihr gut, trotzdem es ein Roth des Kerkers ist. Wenn dieser dumme Roman nicht gewesen wäre, nicht diese schreckliche Mode, Romane in Fortsetzungen zu geben! Sie würde sich nicht festgelesen haben, und sie würde endlich einmal in der Lage gewesen sein, ihren Mann mit seiner Behauptung ad absurdum zu führen, daß stets sie es ist, welche warten läßt.



Spitze für eine Ulla, von der Kaiserin Elisabeth, der Kronprinzessin Stephanie und mehreren hochgestellten Frauen Wien's zum Priester-Jubiläum des Papstes gespendet. — Siehe Seite 87.



**Eine Unterrichtsstunde.** Von A. Langhammer. Siehe das Bild, Seite 84. — Der Herr Präceptor fühlt sich ein wenig genirt, denn es ist keine Kleinigkeit, vier Kinder zu unterrichten, — zum ersten Mal in Gegenwart ihrer Mutter. Natürlich hat sie ihm gesagt, als sie ihren Besuch in der Schulstube ankündigte, daß sie nur komme, um sich von den Fortschritten, von dem Fleiße und von der Lebensart seiner Schüler zu überzeugen. Aber er weiß wohl, daß darin nur ein köstliches Wahrheits ist. Ebenso viel und noch mehr liegt der Gnädigen daran, die Unterrichtsmethode des neuen Präceptors kennen zu lernen. Er ist ihr zwar auf das beste empfohlen, sonst würde sie ihm ihre Kinder nicht anvertraut haben; aber ihm fehlt noch die praktische Erfahrung, und er macht einen erschrecklich jugendlichen Eindruck auf sie, als er ihr zum ersten Male entgegentrat, so daß sie es beinahe schon bereute, ihn engagirt zu haben. Indessen ist es nicht zum Nachtheil des Herrn Magisters, daß ihn die Gegenwart der Mutter seiner Zöglinge etwas einschüchtern; denn die Gnädige ist gewohnt, respectirt zu werden, und jedes Zeichen dieses Respektes ist ihr willkommen. Auch die Haltung ihrer Kinder befriedigt sie auf das höchste. Die sind ganz Aufmerksamkeit, ganz Eifer, ganz Vernunftgierde, und alle die Dummheiten, die sie früher im Kopfe hatten, scheinen von dem neuen Lehrer ausgetrieben zu sein. Die gute Mutter täuscht sich darin ein wenig; sie fehlt dem Herrn Magister auf Rechnung, was doch nur der Anwesenheit ihrer eigenen gewichtigen Person zugeschrieben werden muß. Denn auch die Kinder haben den Ernst der Situation begriffen; sie wissen, der neue Lehrer wird um so länger im Hause bleiben, je besser er ihrer Mutter gefällt. Und da er ihnen selbst gefällt, — er ist kein Tyrann, — so tragen sie gern das ihrige dazu bei, ihn fest in den Sattel zu setzen. Sobald die Gnädige das Schulzimmer verlassen hat, wird die kleine Schar freilich andere Gesichter auflegen. Aber trotzdem wird auch der Herr Magister in dem Gefühl aufathmen, ein Examen hinter sich und es bestanden zu haben.

**Kunstgewerbliches**

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Die Kunsttiderei auf der Vaticanischen Ausstellung. II. — Von besonderem Interesse sind auf der Ausstellung die von Wien eingelangten Arbeiten, weil sie uns zeigen, wie das Oesterreichische Museum für Kunst und Gewerbe in seinem uns bekannten Formkreise die Ausführung bestimmt. Ein glänzendes Zeugniß dieser Leistungsfähigkeit ist die Cafel, welche die Kaiserin von Oesterreich eingeschickt hat, eine Seidenstickerei im Stile reiner Renaissance; ebenso bemerkenswerth ist die Spitze für eine Alba (siehe die Abbildung, Seite 86), als Geschenk der Kaiserin Elisabeth, der Kronprinzessin Stephanie und von anderen hochgestellten Frauen Wiens von Stord gezeichnet. Die ist in glücklichster Weise die für Spitzen nötige Leichtigkeit mit der breiten monumentalen Wirkung vereinigt, welche für den Gebrauch am Altar, an weithin sichtbarer Stelle, wünschenswerth ist. Neben derartig vorzüglichen Stücken enthält die Oesterreichische Abtheilung allerdings noch eine breite Masse von Arbeiten, welche von der Einrichtung des Museums unberührt geblieben sind; wilder Naturalismus macht sich sogar in Arbeiten breit, welche als rein persönliche Widmungen aus den höchsten Schichten der Gesellschaft stammen.

Ein Hauptstück der Ausstellung, die Tiara der Stadt Paris (siehe die Abbildung, Seite 86), kann nur zum Theil der Kunsttiderei zugerechnet werden. Um dieser dreifachen Krone, welche durchaus in den Formen der rafaellischen Zeit gehalten ist, die nötige Leichtigkeit zu geben, ist der Körper aus Silberfäden hergestellt, welche durch Hebung und Senkung nach bestimmtem Muster wie die kunstvollste Eisenarbeit wirken. Um diesen Körper legen sich die drei liliengekrönten Kronenkreise aus Goldblech mit den in alter Art in Kästen aufgesetzten Edelsteinen; die hängenden Bänder sind wieder in Silberstickerei ausgeführt. Diese Krone ist eine Stiftung von hundtundsechshundert katholischen Verbänden; die Steine sind durchweg directe Geschenke vornehmer Damen, welche einen Theil ihres Schmuckes zu diesem Zweck hergegeben haben. Und so groß war der Eingang dieser Spenden, daß es unmöglich ward, die kostbaren Steine auf den drei Ringen, Kreuz und Bändern unterzubringen. Für die Krone ward eine prachtvolle Lederkapsel angefertigt, welche außen in Gold-Email die Wappen der hundtundsechshundert Verbände trägt und innen mit einem großen Ornament aus kostbarsten Edelsteinen völlig bedeckt ist. Das Ganze ist eine vorzügliche Arbeit aus dem rühmlichst bekannten Hause von Fremont-Maurice in Paris.

Wir haben von den Stickereien der Vaticanischen Ausstellung nur einige Stücke angeführt, aber der Reichthum derselben an erlebten Stücken ist so überwältigend, daß man es eben bei Beispielen bewenden lassen muß.

Julius Leising.

**Aus der Frauenwelt**

Berlin. — Mit der nahe bevorstehenden Vermählung des Prinzen Heinrich von Preußen und der Prinzessin Irene von Hessen wird bereits der zehnte Ehebund zwischen Angehörigen der beiden genannten Fürstenhäuser geschlossen. Zuerst vermählte sich Prinzessin Hedwig Sophie, Tochter des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, die Schwester des Großen Kurfürsten, mit Landgraf Wilhelm VI. von Hessen-Cassel, und die Tochter dieser Ehe, Prinzessin Elisabeth Charlotte von Hessen-Cassel, wurde dann die erste Gattin ihres fürstlichen Veters, des ersten Königs von Preußen. Prinz Heinrich von Preußen, Friedrich's des Großen Bruder, nahm zur Gemahlin die Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Cassel, Tochter des Landgrafen Wilhelm VIII., welcher für seine Person ein Enkel jener oben genannten Hedwig Sophie von Brandenburg, ein Neffe der ersten Königin von Preußen war. Weiter ist auch die zweite Gattin Friedrich Wilhelm's II. von Preußen eine fürstliche Dame hessischen Geblüts gewesen, nämlich die Prinzessin Friederike Luise von Hessen-Darmstadt, während deren jüngerer Tochter, Prinzessin Auguste von Preußen, die Ehe mit dem Erbprinzen, späteren Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen-Cassel, schloß. Prinz Wilhelm von Preußen, einer der vier Söhne König Friedrich Wilhelm's II., vermählte

sich mit der Prinzessin Maria Anna, Tochter des Landgrafen Friedrich Ludwig von Hessen-Homburg, — eine Ehe, welcher neben dem verstorbenen Prinz-Admiral Adalbert von Preußen und der Königin-Mutter Marie von Bayern auch Prinzessin Elisabeth entprof, die in ihrer Verbindung mit Prinz Karl von Hessen die Mutter des gegenwärtig regierenden Großherzogs Ludwig IV. von Hessen-Darmstadt, also die Großmutter der Prinzessin-Bräut Irene, geworden ist. Die zwei bisher jüngsten Ehebündnisse zwischen Preußen und Hessen waren diejenigen der beiden Töchter des Prinzen Karl von Preußen, ältesten Bruders des Kaisers Wilhelm, der Prinzessinnen Luise und Anna mit Landgraf Alexis Wilhelm von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, beziehungsweise mit Prinz Friedrich von Hessen-Cassel ä. L., dem späteren Landgrafen von Hessen.

— Im Gewerbe-Museum war am 21. und 22. April ein Erzeugniß moderner Kunsttiderei so hervorragender Art ausgestellt, daß eine Schilderung dieses von Fräulein C. Seeliger in Berlin geschaffenen Werkes für unsere Leserinnen von Interesse sein dürfte. Es stellt ein für den Börsen-Verein deutscher Buchhändler in Leipzig bestimmtes Banner dar, dessen gestriche Zeichnung Professor Döppler jr. entworfen hat. Der obere Theil des Banners zeigt uns auf bronzenfarbenerm Plüsch den deutschen Reichs-Adler in schwarzen Sammet-Auflagen, während den unteren Theil auf einem Grunde von weißem Damast bronzenfarbene Arabesken zieren, die, mit Goldlichtern und tiefbraunen Schatten bestreut, zu beiden Seiten in Kalkhörner übergehen. Die Früchte, welche aus diesen hervorquellen, sind in natürlichen Farben im Plattstich gestrich. Im Mittelfelde aus hellblauem Noiro prangt auf dunkelblauem Sammet das Wappen der deutschen Buchhändler: ein auf einem Schilde ruhendes offenes Buch, über dessen Blätter sich der Stab des Merkur mit der Fadel des Geistes kreuzt. Bänder, die unter dem Buche hervorkatzen, tragen die Inschrift: habent sua fata libelli. Ueber dem Buche zeigt sich ein gekrönter Delphin, von dem ein Pegasus im Begriffe steht, sich über den Kranz emporzuschwingen, der das Ganze umschließt.

**Die Mode**

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Die Neuheiten in Frühlingsstoffen kündigen sich namentlich durch einen Streifen an, der bis in die feinsten Nuancen, wie z. B. Bleu aus Perlgren, abshattirt ist. Diese Streifen sind in allen Farben und auf jedem Grunde vorhanden. Sehr hübsch ist ein von Granatrot bis Blafrosa abshattirter Streifen auf blauem Grunde. Garnituren erhalten diese Stoffe nicht; sie dienen zum Rock und zu einer Shawl-Draperie, während zu dem Uebrigen glattes, harmonisirendes Gewebe verwendet wird.



Unter den verschiedenartigen Blusen, die zur Zeit sowohl von Frauen wie von jungen Mädchen und Kindern getragen werden, streiten namentlich zwei Formen um den Vorrang: die aus Kaltentheil und Passe zusammengesetzte und die aus einem Stück geschnittene, russische Bluse.



Erstere gefaltet die verschiedensten Combinationen; so kann z. B. die Passe, übereinstimmend mit dem Rock,



aus einem beliebigen Phantasie-Stoff oder aus Spitzen hergestellt werden. Die russische Bluse wird dagegen stets mit Vorte garnirt, welche den Halsausschnitt umgiebt, die Patte des entweder an der Seite oder ganz auf der Achsel befindlichen Schlusses bedt, den Gürtel bildet und den ziemlich weiten, geraden Kermel an der Hand zusammenfaßt. Diese Bluse eignet sich zu jeder Art von Rock, doch tragen elegante Damen nur Röcke aus glatter Seide mit derselben Patte um den Saum und einer langen, leicht geschürzten Draperie. Zur Bluse verwendet man Seidenkrepp, Surah und namentlich Voile, letzteren Stoff in Blaugrau (savon de Marseille) und Vondener Gran, — zwei hochmodernen, in Seide sich gleichfalls findenden Nuancen. Für Mädchen von 10—12 Jahren wird die russische wie die Passenbluse häufig mit einer Draperie im Zusammenhang geschnitten, doch verdient den Vorzug die einfache Taillenbluse, welche, meistens aus rother Surah bestehend und mit weißer Seidenlyge ausgefattet, zu allen Rößen paßt und in feiner Garderobe eines halbwüchsigten Mädchens fehlen darf.

— Eine drollige Neuheit auf dem Gebiete der Schirmkrüden repräsentirt ein aus Holz geschnitzter Hundekopf, dessen stark

federnde Schnauze zur Aufnahme des Pferdebahn-Billets oder des Kleingeldes bestimmt ist.

Das Wettrennen zu Paris bildet gewissermaßen das Versuchsfeld für die neu auftauchenden Frühjahrs-Moden. Auffallend ist die außerordentliche Einfachheit der Toiletten und der schwindende Umfang der Journüren. Einen vollen Erfolg errang das Lederkleid der Directorial-Zeit aus beigefarbener Wolle, dessen Rücken- und Seitentheile bis zur Erde reichen, während die Vordertheile in der Taille abbrechen und, ohne hier fest anzuschließen, sich über einer etwas länger vorsehenden Weste aus weißem, mit matifarbiger Seide gestrichtem Krepp oder Raschmir öffnen. Die Schöße der Weste sind mit vieredigen, kleinen Taschen versehen. Von dem Rock aus gleichem Stoff oder aus Faille bleibt die ganze Vorderbahn frei. Ueber der Robe der Kaiserzeit mit ihren, unter dreier Schärpe, getrennten Vordertheilen trägt man einen langen Mantel, Maria Theresia oder bonno femme genannt. Derselbe ist aus schwarzem Orientüll über heller Changanant-Seide hergestellt und vom Halse, den eine dicke schwarze Spitzen-Küsche umschließt, bis zu den Schultern kraus eingereicht.

**Handarbeiten**

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Italienische Stifvergoldung.**

Ein neues Verfahren, Zeichnungen in echtem Gold oder Silber auf Papier, Pergament, Leder, Holz, Seide oder anderen Stoffen auszuführen, besteht in der in Italien erfundenen „Stifvergoldung“, so genannt, weil die Arbeit mittelst erhitzter Metallstifte, die das Gold auf dem Grunde fixiren, gefertigt wird. Diese neue Technik ermöglicht es, Bücher, Rappen, Lederbelleidungen für Tragen, Kissen, Stühle, Möbel und alle erdenklichen Gebrauchs- und Luxus-Gegenstände, entweder allein oder in Verbindung mit Malerei oder Stiderei, auf kunstvolle Weise auszuführen, erweist sich als dauerhaft und ist dem allgemein üblichen Verfahren, Mischelgold oder Bronze-Pulver mittelst Finiel oder Feder aufzutragen, bei Weitem vorzuziehen. Das Mischelgold hat nicht den Glanz des bei der Stifvergoldung in Anwendung kommenden echten Blattgoldes, läuft mit der Zeit an und wird niemals eine so feine, correcte Zeichnung, wie es die in Rede stehende Technik ermöglicht, hervorbringen. Die Vorzüge des Blattgoldes, das sich innig mit dem Grunde, welchem es aufgelegt wird, verbindet, werden Jedem, der die neue Arbeit erprobt, in's Auge fallen und dieser viele Freunde erwerben.

Das eigentliche Verfahren besteht darin, daß man diejenige Fläche, welche mit Vergoldung geziert werden soll, zuerst mit Eiweiß grundirt, dann mit Blattgold bedeckt und das darüber gelegte Muster mit erhitzten Stiften nachzeichnet. Das Eiweiß wird für diesen Zweck mit etwas Wasser vermischt. — 2 Theile Eiweiß und 1 Theil Wasser. — 5 Minuten lang tüchtig gequirt und dann mittelst eines kleinen Schwämmchens dem Stoff aufgetragen. Bei Pergament, englischer Leinwand und den weißen Papiersorten genügt ein einmaliges Grundiren, bei Saffian und den meisten Lederarten ist ein zweimaliges Grundiren geboten; selbstverständlich erfolgt die Wiederholung erst nachdem der erste Grund vollständig trocken ist. Kalbleder saugt sofort das Eiweiß auf, ohne daß eine Spur von Klebstoff auf der Oberfläche zurückbleibt, daher ist es bei diesem nothwendig, zuvor einen Auftrag von einer Lösung weißer Gelatine zu machen und erst nachdem dieser getrocknet, das Eiweiß anzuwenden. Im Allgemeinen wird es rathsam sein, jeden zu verwendenden Stoff vor Beginn der Arbeit auf die Haltbarkeit des Grundes zu prüfen, d. h. durch probeweise Zeichnung mit den erhitzten Stiften zu ermitteln, ob das Gold vollständig auf dem Grunde haftet, oder ob sich ein zwei- oder mehrmaliges Grundiren als erforderlich erweist. Hierbei mag zugleich bemerkt werden, daß ein härteres Material, wie z. B.

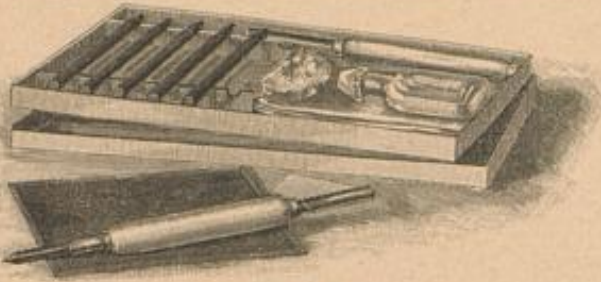


englische Leinwand ein härteres Erhitzen der Stifte und einen schärferen Druck beim Zeichnen verlangt. Seidenstoffe erfordern, wenn die Goldzeichnung haltbar sein soll, eine starke Grundirung, daher ist man genöthigt, dem Eiweiß etwas Flüssigen Leim oder aufgelöste Gelatine zuzusetzen. Um nun dem Seidengewebe nicht eine unangenehme Steifheit zu geben und ihm dadurch einen Theil seiner eigenthümlichen Schönheit zu rauben, ist es rathsam, nur diejenigen Stellen zu grundiren, welche die Zeichnung aufnehmen sollen. Man verfährt zu diesem Zwecke auf folgende Weise: Das vorgezeichnete Muster wird am einfachsten mit Hilfe des zwischen Stoff und Zeichnung geschobenen Copir-Papieres an seinem oberen Rande mit Keistiften auf der zu verzierenden Fläche festgesteckt und dieser aufgekaut. Ohne die Stifte zu lösen, damit die Patte beim abermaligen Niederlegen auch genau wieder die vorgezeichneten Linien trifft, hebt man sie nun vorsichtig empor und grundirt die Aufzeichnung Linie für Linie mittelst eines feinen Finielchens oder einer weichen Gänsefeder, legt dann erst das Gold auf, deckt die Patte wieder herüber und beginnt das



Zeichnen mit den heißen Stiften, wie weiter unten beschrieben. Dieses Verfahren erfordert, wie begreiflich, außerordentliche Accurateffe. Bei einer Holzfläche wird statt des Eiweiß französischer Firnis zum Grundiren verwendet; nach dem Trocknen bestreut man die ganze Fläche mit Harzpulver, welches bei jedem Buchbinder unter dem Namen „Vergoldpulver“ käuflich ist und legt über diesem das Gold auf. Da nun der Firnis ein leicht löslicher Grund ist, und die Wärme der Hand allein schon verursacht, daß das Gold überall haften bleibt, ist es nothwendig, beim Arbeiten ein Stück Pappe oder dergleichen der arbeitenden Hand unter zu legen.

Das Auflegen des Goldes, das erst nach dem vollständigen Trocknen des Grundes stattfinden kann, erfordert besondere Sorgfalt, da das leichte Blattgold überall haften bleibt und dann zerbricht und von jedem Athemzug emporgehoben wird. Für größere



Arbeiten empfiehlt es sich daher, ein Goldkissen mit Schutzwand zu benutzen. (Siehe Bezugsquellen.) Das Kissen besteht aus einem 1 Cent. starken Holzbrettchen von 25 Cent. Länge zu 15 Cent. Breite und ist auf der Oberfläche mit einer etwa 1 Cent. hohen Friesauflage, mit weichem Leder überspannt, die Befestigung des letzteren übernimmt ein rings dem Brettchen umgenageltes rothes Lederstreifen, das gleichzeitig die aus Pergament bestehende Schutzwand — sie misst 25 Cent. Höhe zu 41 Cent. Breite — befestigt. Ebenso wünschenswerth ist zu dieser Arbeit auch ein Goldmesser, wie es nebenstehende Abbildung zu dem Goldkissen darstellt. Das Blattgold wird mit breiter biegsamer Klinge vorsichtig über den Rand des Goldbühnelns hinaus auf das Lederkissen geschoben; beim Zerschneiden desselben mit dem Goldmesser darf dessen Klinge niemals mit den Fingern in Berührung kommen und muß wiederholt auf dem Lederbezug des Goldkissens abgewischt werden, auch muß man die Klinge stets so aussen, daß sie das Goldblättchen der ganzen Länge nach gleichmäßig berührt. Mittels des Messers kann man auch die Goldblatt-Stückchen emporheben und dem zu verzierenden Gegenstande auflegen, besser noch ist es, sich hierzu eines flachen weichen Haarpinzels zu bedienen; mit einem Häufchen Watte wird das Gold dem Muster fest angebrückt.

Braucht man das ganze Goldblätt-



chen, so schiebt man es ein wenig über das Büchlein hinaus auf den zu verzierenden Gegenstand, drückt es oben mit der Watte an und zieht dann das Büchlein unter dem Blättchen fort, worauf das vollständige Andrücken erfolgt.

Ueber das Blattgold legt man nun das vorgezeichnete Muster, für welches nicht zu dieses Papier, das jedoch bei dem Druck des Metallstiftes nicht bricht und durchreißt, zu verwenden ist. Pergament-Pauspapier ist sehr wohl für diesen Zweck geeignet, ebenso kann man feines Briefpapier dafür benutzen, wenn es dem Stift genügend Widerstand leistet. Damit dieser nun leichter über die Zeichnung hinweggleitet, reibt man ihn mit einem Wachslappen, — Leinwand mit Wachs bestrichen, — ab. Die nun wieder über dem Blattgold aufzuliegende Muster-Vorzeichnung darf sich nicht hin- und herschieben, darum hat man für genügendes Befestigen durch Reißstifte oder durch Umlegen und Festkleben der Ränder Sorge zu tragen.



Sind die Vorarbeiten so weit gediehen, so kann das eigentliche Vergolden vor sich gehen. Die für diesen Zweck bestimmten Stifte sind sehr viel, damit sie nicht zu schnell abblähen; es giebt deren drei Arten und man braucht zwei Stück von jeder, um sie wechselweise erhitzen zu können. Der Contours- oder Strichstift, zum Zeichnen der Umrisse und Linien, ist fein zugespitzt, der Punktstift besitzt eine breitere Spitze und der Füllungsstift, der hauptsächlich bei fetter Schrift und zum Ausfüllen glatter Flächen Anwendung findet, mit breiterer Spitze, gleicht einem kleinen Glättkolben. Die Stifte werden erst in das gespaltene Ende des Stifthalters gesteckt, welchen man aus der ihn haltenden Hülse 4—5 Cent. weit herausgeschoben hat, und so lange in die Flamme einer Spirituslampe gelegt, bis sie bei der Berührung mit etwas Rauchen einen zischenden Ton hören lassen. Nun schiebt man den Stift am besten mittelst einer Zange so weit in die Hülse zurück, wie es für das Arbeiten bequem erscheint, und handhabt ihn wie einen Bleistift, die Spitze jedoch mehr ziehend fortbewegend, um das Durchdringen durch das Papier zu vermeiden. Die Hitze bewirkt ein flüchtiges Auflösen des Grundes und damit zugleich das Fixiren des Goldes. Durch schärferen oder geringeren Druck, durch längere oder kürzere Einwirkung der Hitze auf derselben Stelle wird man stärkere oder feinere Linien erzielen, doch sind diese auch von der Stärke des aufgelegten Papiers abhängig; ist das Muster auf zu dickem Papier gezeichnet, so wird es nicht möglich sein, feine Linien hervorzuzeichnen. Für gerade Linien kann ein Lineal angelegt werden, will man für gebogene Linien und Kreise den Zirkel anwenden, so muß das Ende des Stiftes befeuchtet werden, um es hinein zu passen. Das Arbeiten mit dem Füllungsstift verlangt einige Uebung; man muß dabei das Papiermuster besonders festhalten, damit es sich nicht hin- und herschiebt und das Gold wegreibt, und hat dann die zum Füllen bestimmte Fläche mit dem breiten Stift nach verschiedenen Richtungen hin mehrfach zu überarbeiten, bis man sicher ist, daß keine Stelle unberührt blieb, und keine Lücke sich zeigt.

Ist die Zeichnung durchgeführt, so hebt man die Pause an einer Seite empor, wäscht mit einem weichen Lappchen das überflüssige Gold fort und überzeugt sich erst, ob die Arbeit wohl gelungen und keine Stelle mehr nachzuarbeiten ist, ehe man die Zeichnung vollständig entfernt. Erscheint das die aufgetragene Eiweiß bei matten Leder etwa auf den goldleeren Stellen störend, so kann man diese mit scharfem Essig bestreichen und mit weichem Filzpapier abtrocknen, wodurch die Grundirung entfernt wird.

Daß sich vorzugsweise ornamentale Muster für die italienische Stiftenvergoldung eignen, ist einleuchtend; die moderne Geschmackrichtung begünstigt eine mannigfaltige Verwerthung derselben und bietet eine Fülle schöner Motive. Die Verschiedenartigkeit der Stifte ermöglicht es, die Zeichnung ausdrucksvoll zu machen und reiche Abwechslung hinein zu bringen. Die hierbei veranschaulichte, nach einer Skizze von V. Hellmuth in Weihenburg a. S. ausgeführte Vorlage eignet sich zur Verzierung von Kästchen, Notizbüchern, Albums etc. Stifte nebst Halter sind in einem flachen Cartonkasten geordnet, der gleichzeitig ein Fläschchen mit Grundir-eiweiß, Blattgold und ein Schwämmchen enthält, im Handel vorrätig. (Siehe Bezugsquellen.)

**Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 6.**

Serbische und rumänische Stickmuster. — Die serbischen und rumänischen, sowie alle Stickerien der südslavischen Bewohner des Balkan tragen im Großen und Ganzen ziemlich den gleichen Charakter, sodaß sich kaum ein bestimmter Nachweis über die Herkunft der einzelnen Stücke geben läßt. Dasselbe Muster, welches in gewöhnlichem Kreuzstich ziemlich grob, auf losem Stoff gestickt die reiche Rod- oder Blumen-Verzierung des Kostüms einer Rumänierin bildet, kann sich fein und fest und durch Anwendung von Gobelinstich, — in Abstrichlinien oder ganzen Figuren, — abwechselnder gestalteter, auf Aermel-, Hals- und Bruststreifen eines Serben- oder Bulgarenhemdes von förmiger Weinwand wiederfinden. Aus den Figuren eines Kleins entstehen gelegentlich Vortexte, letztere lösen sich in einzelne Figuren auf, die wieder gleich den Einzelbäumchen in Eden von Hals- und Aermelbündchen oder als lose verstreute Decoration größerer Flächen auftreten.

Die Muster der vorliegenden Tafel stammen sämtlich von Resten solcher Kostüme, welche in den Original-Abchnitten unserer Sammlung angeführt sind. Die Vorlagen 1 und 2, mit Bäumchen begrenzte Vortexte, sind auf traktirte Leinenhemden serbischen Ursprungs, Nr. 3 und 4 auf rumänische Blusen zurückzuführen, während die Einzel-Figuren 5—7 lauter kleine Reste der Verzierung von Bulgarentracht fein dürften. Für alle diese im Kreuzstich nach Angabe mit Strichstich-Contour oder in den Begrenzungslinien mit schrägen Gobelinstichen ausgeführten alten Stickerien dient als Material eine rauhe Wolle, die durch Grewel- oder Orient-Wolle ersetzt werden kann. Wie solche Stickerien unter Anwendung von Goldfaden und -Nittern wirkungsvoll belebt werden, veranschaulichten wir bei Darstellung des eleganten Kostüms einer Rumänierin, Abb. 66 und 67 der Nummer vom 1. Januar 1885. Auf andere, dem Charakter der Muster entsprechende Stickweisen, sowie auf ihre vielseitige Verwendung wurde bei der Herausgabe des Musterblattes Nr. 2 eingehend hingewiesen.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Vorräthe in der Hauswirthschaft.**

Ob die Beschaffung größerer Vorräthe für eine vortheilhafte Wirthschaftsführung zu empfehlen sei oder nicht, das ist eine Frage, die oft von den tüchtigsten Hausfrauen in durchaus entgegengesetztem Sinne beantwortet wird. Denn während die Eine versichert: „Ich kann nur gut und sparsam wirtschaften“, wenn mir größere Quantitäten zur Verfügung stehen, die mir erlauben, verschiedenartig zu verfügen und, den augenblicklichen Verhältnissen angemessen, wechselnde Einrichtungen zu treffen,“ — behauptet die Andere: „Nein, nur die Anschaffung des für den Tag durchaus Nothwendigen ist richtig; wenn viel vorhanden ist, wird viel verbraucht; das beweist ja schon das alte Sprichwort mit Vielem kommt man aus, mit Wenig hält man Haus.“

Beide Frauen haben ihrer Individualität nach jedenfalls Recht; objectiv betrachtet, stellen wir uns aber auf die Seite der Ersteren, die weisichtiger und weiter denkend die günstigere Chance für sich hat. Einen unumstößlichen Beweis für die Richtigkeit dieser Ansicht geben allein schon die Consum-Vereine, jene Verbindungen, die es sich zur Aufgabe stellen, im Großen Einkäufe von Lebensmitteln zu bewirken und die Waaren im Kleinen ohne Procent-Aufschlag an die ärmeren Klassen abzugeben, an jene Klassen, die, auf Großhand und Feinnage beschränkt, ihre täglichen Bedürfnisse nicht nur wesentlich theurer bezahlen, sondern sie meist in geringerer Qualität erhalten. Wer sich für solche, nicht hoch genug zu schätzende soziale Bestrebungen interessirt, wer einen Einblick in ihr segensreiches Wirken erhebt, der wird erstaunt sein, welche Ersparnisse durch eine derartige Wirthschaftsführung erreicht werden können. Und sollte nicht, — wie hier die Vereine, — ein Jeder für sich im eigenen Hause, — allein oder durch Verbindung mit Freunden, — ähnliche Erfolge erzielen können? Es bedarf zur Ausführung einer derartigen Verwaltung allerdings neben einiger Umsicht und Waarenkenntniß noch anderer Vorbedingungen.

Rundum muß die betreffende Hausfrau im Besitze eines Kapitals sein, das größer ist als das entsprechende monatliche oder gar wöchentliche Wirthschaftsgeld, welches der Haushalt erfordert. Zweitens muß sie über einen Raum verfügen können, welcher geeignet ist, Vorräthe zu bewahren, ohne daß diese von ihrem Werthe etwas einbüßen. Drittens, — und das ist die Hauptsache, — muß sie streng in der Kontrolle sein. Es muß die Quantität dessen, was für den Bedarf einer Woche oder eines Monats als nothwendig anerkannt wurde, genau abgemessen werden; ein Mehrverbrauch, herbeigeführt durch beliebiges Hineingreifen in den Vorrath, ist eine Gefahr, die allerdings geeignet ist, den errungenen Vortheil wieder verloren gehen zu machen.

Von weiterem Vortheil beim Einkauf größerer Quantitäten ist es für die Hausfrau, wenn sie günstige Conjunctionen benutzen kann; denn eine Menge der alltäglichsten Nahrungsmittel, Kaffee, Zucker, Thee, Butter etc., sind oft nicht unwesentlichen Preis-Schwankungen ausgesetzt, und zuweilen kann beispielsweise bei einem im günstigen Zeitpunkt gekauften Saß Kaffee eine Ersparniß von fünfzehn bis zwanzig Procent erzielt werden.

Stets empfehlenswerth aber bleibt es bei solchen Einkäufen, sich an große Firmen zu wenden, an solche, die ihr überreichen Artikel direct beziehen, und hierfür sind Bremen und Hamburg die geeigneten Plätze. Seit unsere Post- und Frachtforderungen so außer-

ordentlich vereinfacht wurden, ist auch die Unbequemlichkeit, die früher oft mit dergleichen Bezugsquellen verbunden war, in Fortfall gekommen. Es genügt heute die einfache Bestellkarte, um den gewünschten Artikel plinktlich in's Haus geliefert zu erhalten, und fast ausnahmslos wird man auf reelle, preiswürdige Bedienung rechnen können.

Wenn aber einzelne Gegenstände, wie Kaffee, Zucker, Thee, Reis lange Zeit aufbewahrt werden können, ohne von ihrem Werthe etwas einzubüßen, wenn Seife durch längeres Liegen nur gewinnt, so giebt es dagegen andere Dinge, die leichter dem Verderben ausgesetzt sind. Man wird also gut thun, bei Beschaffung größerer Quantitäten auch auf diesen Punkt Rücksicht zu nehmen und zum Beispiel Butter, die zum Kochen bestimmt ist, durch Einschmelzen zu conserviren wissen.

Was hier aber zunächst von den wirklichen „Vorräthen“ gesagt wurde, gilt auch für die kleineren Bedürfnisse. Fast allgemein ist es Brauch, daß ein Haus sich im Herbst mit seinem Bedarf an Winterartoffeln versieht, warum thut man dies nicht auch mit Eiern, die uns so unentbehrlich sind, und die wir Monate lang zu hohen Preisen und oft schlecht beziehen? Ihre Conservirung ist sehr einfach; man laufe sie im August, wenn sie gut und billig sind, und bestreiche sie, — da es einzig darauf ankommt, das Eindringen der atmosphärischen Luft durch die poröse Schale zu vermeiden, — mit Weindl, dünnflüssigem Gummi arabicum oder Parafin und verpacke sie in Häckel oder Sägespäne. Das ist eine kleine Mühe und verursacht nur eine geringe Ausgabe; wer sie nicht scheut, wird sich reichlich belohnt finden.

Ähnliches ließe sich von noch manchen anderen Artikeln sagen, doch da ihre Beschaffung meist im Herbst am geeignetsten ist, kommen wir zu gelegener Zeit auf dieses Thema zurück. Heute sei nur noch eines unserer Hauptnahrungsmittel Erwähnung gethan, des Fleisches. Wir wissen, daß wir für unseren Tisch täglich etwa zwei Pfund gebrauchen, — ist es richtig, dieses Quantum jeden Morgen vom Schlächter holen zu lassen? Unferer Ansicht nach, nein. Abgesehen davon, daß bei Abnahme eines größeren Stückes eine nicht unbedeutende Preisermäßigung eintritt, läßt sich ein solches auch zweckentsprechend in verschiedener Weise verwenden, und wenn wir das letzte Stück vielleicht eine Woche, — allerdings an kühler, luftiger und trockener Stelle, — bewahren, dann erst giebt es uns den besten zarten Braten.

Es sind dies nur Andeutungen, die für diesmal genügen mögen, doch vielleicht geben sie der einen oder anderen unserer Leserinnen Muth, einmal den Versuch zu wagen. Probiren geht über Studiren! Sichern wir uns aber durch große Einkäufe, durch Nachdenken, welches weiter als von heut auf morgen reicht, nicht noch eine Ersparniß, — die Ersparniß an Zeit? Ist diese zu unterschätzen? Gewiß, es stände oft besser um die Bequemlichkeit eines Hauses, wenn die Frau verstände, rechtzeitig zu überlegen, und wenn das Mädchen nicht um jede einzelne Kleinigkeit zum Kaufmann und Schlächter fortwährend unterwegs wäre und beständig in der Arbeit gestört würde. Elisabeth Kaselowsky.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Fragen.**

**Mittel gegen Fliegen.** — Wer kennt ein radikales Mittel zur Vertilgung von Fliegen? Insectenpulver, Fliegenpapier u. s. w. haben sich als ungenügend oder nicht anwendbar erwiesen.

E. v. D., Gut Golowitschim in Süd-Rußland.  
**Spargel und Blumenkohl einzufahren.** — Kann mir jemand ein Recept mittheilen, wie man Spargel und Blumenkohl in Gläsern gut und haltbar einfacht? Junge Hausfrau.

**Antworten.**

Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

**Feuchte Wände (24).** — Will man bei feuchten Wänden wenigstens einen Tapeten-Bezug ermöglichen, ist es empfehlenswerth, die Wände mit einer groben Leinwand, die etwas von der Wand abstehen muß, zu bespannen und auf dieselbe dann die Tapete zu kleben. Um den Abstand zwischen der Wand und der Leinwand zu ermöglichen, sind unten und oben sowie, — zur solideren Ausführung, — auch in der Mitte der Wand der Länge nach 2 Cent. dicke Holzleisten aufzunageln, welche letztere aber zuvor mit einer Imprägnirungs-Flüssigkeit, z. B. „Carbolium“, gut getränkt werden müssen, damit die Feuchtigkeit der Wand nicht so sehr aufgefogen werde. Wenn man also keine wirkliche Abhilfe für die feuchte Wand schaffen kann, so wird durch obiges Mittel wenigstens das häßliche Aussehen der nassen Wände verdrängt, und man erreicht dadurch eine Abhilfe für mehrere Jahre. Eine im Papier dauerhafte Tapete ist sehr zu empfehlen. A.

**Wartburg-Eis.** — Wartburg-Eis sind in Eisenach künstliche Eis, deren Waare eine Abbildung der Wartburg trägt; auch nennt man so zuweilen einen einfachen altdeutschen Eisentisch, dessen Modell auf der Wartburg steht.

**Schmetterlings-Sammlung.** — Um den Verkauf einer Schmetterlings-Sammlung zu erzielen, möchte ein Inhaber in den gelehrten Zeitungen empfehlenswerth sein, das acclimat. wä. ein Verzeichn. aufmerksamer in machen öffentliche Institute reflectiren lassen auf derartige Anerbietungen.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein farbiges Musterblatt für künstlerische Handarbeiten, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

**Bezugsquellen:** Frühjahrsstoffe, Seite 87: J. A. Heise, W. Reisinger Straße 87. — Blusen für Kinder, Seite 87: Wölle u. Hub, C. Handwerker-Platz 11. — Schirme mit Kränzen als Willk-Halter, Seite 87: Julius Henel, vormalig Buchs, Breelan, Am Rathhaus 26. — Goldstifte mit Schutzwand, Kesser und Legepinsel, Seite 88: J. Fuchs, W. Charlottenstr. 65. — Naken mit Material und Handwerkszeug zur Stiftenvergoldung, Seite 88: Josef Weber, Laufen, Canton Bern, Schweiz.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Roden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 28 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.